

H e r m e s

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Zweites Stück

für

das Jahr 1820.

Nr. VI. der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 8 Thlr. (fl. 14. 24 Kr.) und eines
einzelnen Stückes 2 Thlr. 6 gr. (fl. 4. 3 Kr.).

A m s t e r d a m :

in der Verlags-Expedition des Hermes.

1820.

(Leipzig in Commission in der Buchhandlung Brockhaus.)

VII.

Die deutschen Taschenbücher für 1820.

Die deutsche Literatur unserer Tage bietet im Gegensatz zu der früheren ein merkwürdiges Bild dar. Wir brauchen kaum ein halbes Jahrhundert zurückzugehen und die Bücherbänke blicken uns fest, streng, grundgelehrt, fast abschreckend an. Ungeheure Folios gönnen auch den beliebtesten Quartanten nur unwillig einen Raum, und diese sehen wie der mit Stolz auf das noch scheu sich anschmiegende Geschlecht der Octavbände herab. Der Buchbinder hat nicht minder Noth gehabt, diese Papiermassen auf eine Ewigkeit zusammenzuhalten; die dicksten Lebergattungen, undurchbringliche Pergamente umhüllen die Weisheit und oft wird noch der Eingang zu ihren Schätzen durch Schloß und Niegel verwahrt. Wer nun näher zu diesen Riesen des Fleißes hindurchdringt, findet hinter unabsehlich langen, mit rothen und andern Lettern ausgestaffirten Titeln Werke, welche die Summe aller vorhandenen Erkenntniß auszulegen bemüht scheinen und denen zumal eine überstrogende lateinische und griechische Philologie ein zwar buntscheckiges, doch imposant altväterisches Ansehen giebt. Dennoch sind dies darum nicht eben so viel Fundgruben und Kornbdden des Wissens und der tiefsten Gelehrsamkeit, nur zu oft stoßen wir vielmehr auf die seichteste Breiteit, die unnütze Vermengung der Gegenstände und zwecklose Einschlebung einer überlästigen Belesenheit. Nicht bloß das Wichtige, auch das Geringsste, Gemeine muß sich ins Grenzenlose der Verwässerung überschwemmen lassen, und kaum kann sich das Auge wach und gesund genug erhalten, um die einzelnen Goldkörner, die in solcher Seefluth schwimmen mögen, auszukundschaften. Dieser Zustand hat sich sehr geändert. Durch literarische Umwälzungen, die hier nur aufs Allgemeynste anzudeuten Ort und Anlaß seyn kann, ist man auf das andre Ueßerste ungebührlicher Verachtung gerathen; aus dem Spott der Kundigen entwickelte sich der Hohn der Halbwisser, und aus diesem das bequemste Herablicken der Ignoranten schlechweg. Ganz neuerdings zwar läßt sich wieder eine Reaction gegen diese Schmach der Vergessenheit wahrnehmen; man sucht und kauft die alten Bücher oft theuer genug, man extrahirt sie, frischt sie auf, giebt sie heraus, bearbeitet was sich nur einigermassen bearbeiten läßt, doch liegt noch eben jetzt die Literatur in einem solchen Hin- und Herfluthen, die Gelehrten, Poeten und Philosophen sind in so vielfältigem Hader und Zwiespalt befangen und werden nebenher so oft sich selbst und ihren Ansichten abtrünnig, daß jenem Umstande durch die bloße Erwähnung genug geschieht. Die Gegenwart verlangt das Kleine, Zierliche; man ist dahinter gekommen, daß selbst mechanisch die Folianten sich fast gar nicht, die Quartanten nur schwer ausschöpfen lassen, und leider müssen wir es uns wohl eingestehen, daß unsere Augen und Hände zum Lesen und zum Halten zu schwach geworden sind. Für weitschichtige und wissenschaftliche Werke ist der Octavband in Halbfranz und buntem Pappendeckel herkömmlich geworden, und das furchtsame Duodez, Sedez u. s. w., das die Italiener und Franzosen der ältern Zeit wie ein Spielwerk in die Welt warfen, hat sich fast zum Oberherrn der neuern Geistesbildung aufgeschwungen. Sammlungen aus Sammlungen, Zeitschriften und Tageblätter sind die Repräsentanten des Duodez dem Gehalt nach, und Taschenbücher bringen

es auch in die Form. Wie sich von den heiligsten Angelegenheiten der Menschheit und Wissenschaft bis zum Treiben des Augenblicks herab alles in Journale verflüchtigt, wie die fröhliche Kunst und die ernste Kritik von ihren Höhen herabgestiegen sind, um in diesen Mikrokosmen zu tändeln, mag anderswo des Weitern ausgeführt werden, hier nur die beiläufige Bemerkung, wie selbst die Taschenbücher ein Zusammenstellen mit jenen so sehr zu scheuen anfangen, daß sogar die Erudition nicht selten Miene macht, den Journalen in Almanache zu entlaufen.

Die Almanache haben wieder ihre eigene Geschichte. Ein Erforschen und Verfolgen ihres Ursprungs und Wachsthums könnte ein nicht unvergänglichcs Zweiglein am Literaturbaum seyn, und wann dieses verdorren und abfallen werde, aus seiner nunmehrigen Blüthe und seinem stets üppigern Hervortreiben neuer Sprossen vorherzusagen, wäre eine eben so wenig gemeine Aufgabe für einen ästhetischen Wetterkündiger. Die Anfänge der Taschenbücher sind Anhänge der Kalender; erst fürs Volk, aus dessen Bedürfnissen sich die vornehmern Töne schon oft entwickelt haben, dann für die Vornehmern selbst; erst kümmerliche Holzschnitte mit Witterungs- und Gesundheitsregeln und Sprüchen, dann und wann ein Verslein, nachher Kupferchen (von Chodowiecky zu einer Virtuosität kleiner Charakteristik gesteigert), magere geschichtliche Aufsätze, mit Anekdoten und Reimereien spärlich gemischt; zuletzt aus den Musenalmanachen hervorgehend niedliche Büchlein mit einem Goldschnitt und mannigfachen Verzierungen, ja die Kupfer oft zu versuchten Kunstwerken, zu Abbildern berühmter Blätter der edeln Malerkunst erhoben. Das fernerweite Ergehen muß die Zeit lehren; zwei noch entfernte Zeichen scheinen der Existenz dieser schimmernden Wesen nicht günstig: erstens, daß sie immer früher im Jahre erscheinen, so daß sie bereits eine Antiquität und abgegriffen sind, ehe die Schenkperiode der Weihnacht und des Neujahrs herannaht, zweitens, daß sie unter der Hand anfangen, sich aus ihrer kleinen Gestalt herauszusehnen, und es schon für etwas Vornehmes gilt, wenn sie die Figur ansehnlicher Quadrate beschreiben, ja endlich zur Kleinachtförmigkeit übersteigen. Will man vollends aus dem Allgemeinen und zugleich Nächsten schließen, so ist es eine bekannte Erfahrung, daß bei uns wie überall die Masse in der Masse erstickt, und so sind wir dem Zeitpunkt, wo der ewig durstige Geist sich aus der Zersplitterung in den alten starken Verband des Ernsthaften zurückringt und die schwächlichen Hebel unsrer Cultur versinken läßt, vielleicht näher als wir denken. Ein völliger Untergang, wie er bei dem schwierigen Einrücken aller Dinge ins Gleichgewicht etwa vorauszu sehen stände, ist nicht zu wünschen; was zu ihrer Zeit die Horen, die Propyläen, das Arjenäum und die Europa waren, werden sie auch bleiben, und Almanachen, wie sie Voß, Schiller und Tieck herausgaben, möchte man eher entgegenblicken. Nur das ist das Betrübte dieser Lage, daß das, was man Bücher nennt, immer seltener wird, daß Lesen der Kleinigkeiten die Zeit der Lectüre verschlingt, und, wenn auch Einige mit edelm Stolz zurückhalten, doch sonst vortreffliche Genies, von denen man das Beste erwarten dürfte, durch gumüthige Vervielfachung der Zusagen und die mit dem allgemeinen Sinn in Wechselwirkung stehende Gangbarkeit des Gewinns nicht nur von ihren größeren Vorsätzen abgezogen werden, sondern auch nicht Zeit übrig behalten, ihre Miniaturen mit Fleiß und Genauigkeit auszuführen. Nun müssen sie im Vertrauen auf einmal erworbenen Namensruf sich selbst nur zu vieles nachsehen, und das Fröhnen um die Gunst des Augen-

blicks entreißt ihnen vielleicht den Kranz der Nachwelt. Das aber eben, daß die bedeutenden Geister dieser Zeit, an denen wir in der That minder arm sind, als eine blinde Verehrung vorhergegangener Bildungen uns glauben machen möchte, die Meßkataloge leer lassen, um die Almanache zu füllen, ist der Grund, warum ein so ernster Götterbote als unser Hermes eine Region nicht unberührt lassen darf, über welcher solche Sterne leuchten. Dagegen ist es weder seine Pflicht, die kleinen Schatzladen bis auf die geringfügigsten Bestandtheile auszukönnen, noch seine Absicht, den Werth oder Unwerth jeder Einzelheit festzusetzen; er möchte den Blick auf die Gesamtheit unsrer Tagesliteratur erweitern und indem sein Finger auf das Dauernde, ja Ewige hindeutet, das sich oft am meisten Aufblähende und von der Gegenwart am zärtlichsten Gehagte in sein Nichts zurückweisen. Dadurch wird sich zuweilen die auffallende Erscheinung bethätigen, daß er mit den schon zahlreich aufgestellten kritischen Hermen über dieselben Gegenstände in den schreiendsten Widerspruch geräth, daß er bald etwas mit ganzlicher Stille Uebergangenes recht hoch emporhebt, bald etwas laut Gepriesenes mit Schatten überhüllt. Wer durch das Organ des Hermes spricht, muß sich frei fühlen von aller Parteinahme, von thörichter Liebe und kleinlichem Haß, das Irdische und Persönliche sinkt zurück, und indem allein die strenge Ueberzeugung die Waagschalen lenkt, wird es allenfalls nur mit Schmerz empfunden, wenn sie mit Tadel über sonst theure und liebe Freunde richten muß. Wo aber das Wort ganz verstummen sollte, da bedenke man, daß es so manches giebt, worüber es am Besten ist, der Zeit selbst das Urtheil zu lassen. Oft ja, wenn der Druck den Zauber der Neuheit für den Schöpfer gelöst hat, sieht dieser selbst ruhig auf sein Gebilde und sagt es sich und Andern, wenn er aufrichtig ist, was ihm kein Hermes zu enthüllen braucht; oft wieder geht es Vespertem zu nahe, ein offenbar rädliches, nur von der Natur und den Grazien nicht unterstütztes Streben zu kränken; nur wo sich Gifte und Rattern, wie leider nicht so selten, unter die Blumen mischen, kann das Schwingen des warnenden Stabes zur unerlässlichen Pflicht werden. Um nun aber das Subjektive als durchaus verwerflich auch von seiner andern Seite aus dem Felde der Kritik zu schlagen, und der Objektivität allein alle Waffen zu übergeben, muß noch gesagt werden, daß wir, als in des Hermes Namen auftretend, zu keiner Schule gehören, ja im innersten Herzensgrunde nicht einmal eine solche anerkennen. Nimmt man das Wort in der höchsten Bedeutung, als Studium der wahren Meister, so stehen uns Homer und Sophokles so nah als alle Dichter irgend einer spätern Zeit, und davon will sich niemand abthun; will man ferner eine Anerkennung der Mühe damit bezeichnen, welche mehrere Geister neuerer Zeit gehabt haben, aus dem Wust verehrter Schreibseligkeit zu den alten und ewigen Quellen der Poesie zurückzuretten, so ist das von jeher von wahren Dichtern geschehen, wenn sie es auch für sich behielten oder minder kühn ausgesprochen haben; soll endlich eine Alleinachtung und geistlose Nachahmung gewisser bis zur Ermüdung wiederholter Formeln darunter verstanden werden, so berufen wir an die Meister selbst, welche über so ungerathene Schüler lächeln.

Nach diesem Eingang, der dazu dienen sollte, die Beurtheilung zu den Lesern und Beurtheilten in ein durchaus sicheres und heiteres Verhältnis zu setzen, und sie als historisch und kritisch wichtig zu begründen, sei es ihr erlaubt, sich zu der vor ihr aufgestellten Reihe der Büchlein im Einzelnen zu wenden.

Weniger aus Galanterie, für welche die Kritik zu ernst ist, als weil das Unternehmen den Namen eines durch Deutschland berühmten Dichters an der Spitze trägt, eröffne das

Frauentaschenbuch, herausgegeben von de la Motte Fouqué, 6ter Jahrgang,

den Zug.

Der Baron de la Motte Fouqué ist ein Dichter, der vor etwa zwanzig Jahren sein aufkeimendes Talent unter den günstigsten Verhältnissen entwickelte. Erhoben und getragen durch die Liebe und Lehre eines Freundes, den er selbst noch oft seinen Meister nennt, von diesem in die lesende Welt eingeführt, theilte er einer der Ersten die Früchte, welche der durch eine Anzahl kühner und geistvoller Männer bewirkte Umschwung der ästhetischen Ansicht getrieben hat. Zwar mußte ihn auch die Verfeinerung mehrseitig angegriffener Götzen mittreffen, doch zeigt ein ernster und besonnener Rückblick bald, wie im Lauf der Zeit und bei eintretender Ruhe der Gemüther die geläuterten Grundsätze sich Bahn gemacht haben, und nur, bei der auch in der Gelehrtenrepublik obwaltenden verschiedenartigen Austheilung der Geisteskräfte, oft in einem wunderlichen Gemisch von Widersprüchen, doch sogar unter sogenannten Feinden der sogenannten Schule hervorbrechen. Die von Schlegel unter dem Namen *Pellegrin's* dramatische Spiele herausgegebenen Dichtungen Fouqué's zeigten eine sehr frisch aufblühende Sängergabe, eine Lebendigkeit und Farbenfülle der Phantasie, wie sie nicht oft unter jungen Dichtern gefunden wird. Sigurd begann schon die Erwartungen zu erfüllen, die man zu fassen berechtigt war, und die gewichtige Recension Jean Pauls, dessen Größe man endlich anerkennen gelernt hatte, in den Heidelberger Jahrbüchern, verschaffte ihm auch den Eingang, der so oft von der Autorität entlehnt werden muß; *Undine*, gleichfalls an die liebe alte Heimath der Sage angeknüpft, riß besonders durch einen neuen Ton und Zauber der Darstellung die Gemüther mit sich fort. Eine Reihe von Romanen und andern Dichtungen folgte nun, und wenn gleich der Genius des unter seinem vollen Namen siegprangenden Urhebers nicht immer mit siegender Kraft über denselben gewaltet hatte, so stand er doch in der allgemeinen Liebe so fest, daß entschuldigt, übersehen, vergessen wurde, und man neue Blüthen sowohl ersehnte, als stets mit froher Hoffnung aufnahm. Sei es, daß der geschätzte Dichter hierdurch zu einem Wahn eigener Unfehlbarkeit gezwungen wurde, oder andere Gründe, wie sie zum Theil in der Einleitung berührt worden, ihn mit sich fortrissen, doch es darf nicht verhehlt werden, daß nunmehr kleine, halb große und große Werke in beträchtlicher Anzahl erschienen, die des schön erworbenen Ruhmes nicht würdig waren. Die anfangs sehr löbliche Hinneigung zum alten Norden, in phantastischen Uebersprüngen sich mit dem glühendsten Süd vermischend, fing allmählig an zu verknorpeln und ist fast zu einer Knöchernen und spröden Manier ausgeartet. Einige zuerst nur leise und mit Schick berührte, zwar nicht besonders bedeutende und neue Motive, doch geeignet, den Dichter als einen Ueber der wahrhaften *gaya ciencia* darzustellen und interessante Blicke in sein frisches und lebenslustiges Gemüth aufzuthun, sind nach gerade zu anmaßenden Hebeln herangewachsen, die nicht nur durch Wiederkehr ermüden, sondern auch deshalb peinigen, weil sie als stehende Figuren so manches schön daneben Aufsprießende verschlingen. Wir nennen nur den Zweikampf, das Pferd, und den eigenen Kriegsrühm des Verfassers. Die zwei ersten Stücke haben ihm so man-

then Anlaß zu lebendigen und anmuthigen Schilderungen hergeliehen, daß wir gern ein dankbares Gemüth dafür behalten, bei dem letztern Umstande muß es aber dem aufrichtigen Freunde und Verehrer des Dichters weh thun, die ins Gebiet eitler Menschlichkeit herabziehenden Urtheile der Kältern anzuhören, ohne etwas recht Triftiges für die sich proteisch erneuende Erscheinung vorbringen zu können. Den Geist der Chevalerie überhaupt erkennen wir mit Herrn von Fouqué als eine der zartesten und edelsten Blüthen an, welche der Baum des Welt- und Erdenlebens getragen, doch darf nie vergessen werden, daß eben das Höchste und Schönste überall eine Grenze hat, wo es dem entgegengesetzten Neuesten am nächsten ist, und was es eigentlich war, wodurch sich Cervantes zum Fürsten der Romane aufgefordert fühlte. — Wenn inzwischen die vernünftige Liebe zu Fouqué's Werken sich jetzt wieder in Kälte zu verkehren droht, wenn häufig sein Dichterruhm selbst angetastet und seine Ueberlieferung auf die Nachwelt bezweifelt wird, so sprechen wir es eben so unumwunden aus, daß wir dieses für höchst ungerecht halten. Wer neben viel vortrefflichen Liedern, Romanzen und Novellen, einen Sigurd, eine Undine, und was wir vielleicht über beide setzen können, ein Gedicht wie die Jugendjahre Karls des Großen aufweisen kann, der hat sein Dichterdiplom redlich gelöst und wird fortleben, wenn manches Andere untergegangen ist. Es kann aber eben deswegen für weniger gute Erzeugnisse nicht sowohl von einem Dülben die Rede seyn, als von ernstem aus wahren Wohlwollen entspringenden Tadel, der einer so eminenten Kraft eine Befreiung aus den Fesseln der Manier anmuthet.

Babylon, das sich uns hier gleich als Idyllen in dramatischer Form aufführt, ist für ein Idyll zu heroisch und für ein Drama nicht dramatisch, wie sich denn unsrer beiläufigen Meinung nach Hr. v. F.'s Talent bisher überhaupt mehr lyrisch und episch, als dramatisch befundet hat, indem derselbe nicht von jenen Bedingungen auszugehen scheint, welche die Volksindividualität und das Volksleben in dem Brennpunkte echter Dichterkraft erfassen, und von da aus nach allen Seiten des äußern Daseins zurückgestrahlt sehen wollen. Hier sieht es sich phantastisch genug an, wenn ein die Landgräfin Elisabeth anbetender Ritter der Semiramis als Repräsentantin des Heidenthums in die Hände fällt und durch den Wundernamen der Heiligen aus dem unheimlichen Zauber der Trümmer von Babylon gerettet wird, doch erscheint diese Umschaffung der armen Semiramis zur Hexe, ihr Wüthen gegen unbedeutende Hirtenhütten, die Art der Rettung, die Katastrophe, die Binde des St. Thomas und die Lösung eher wunderlich und willkürlich. Die dabei gebrauchte Form vollendet das Sonderbare, und es darf einem Fouqué wohl verargt werden, wenn er zu Anfang den Ton der Müllnerschen Schuld anschlägt und dann etwas Calderón hinzumischt. Der Versuch vollklingender Assonanzen (o — a) S. 23 ff. ist zwar ein Beweis metrischer Gewandtheit, doch beweist nun diese Nothwendigkeit der härtesten Spondeen für unsere Sprache den unbedingten Vorzug der trochäischen Assonanz, die ungeachtet des unausbleiblichen e die Anmuth und Lebendigkeit für sich hat. Uebrigens bezeuge dieses Verweilen bei einem Gedicht, das dem reichen und fruchtbaren Verfasser gewiß nur einen geringen Theil seiner Zeit geraubt hat, die Theilnahme, die wir seinem Namen schuldig zu seyn glauben, und es werde uns verziehen, wenn wir eben deshalb die Gedichte an den Grafen Stolberg, an Agnes Perthes und auf Salems Tod übergehen müssen. Das Beste

von Fouqué in diesem Jahrgang ist der Adam Wiederbauer, eine schöne Geschichte, welche, obgleich es nicht an „Kriegshelden, Kampfhelden und Kriegsherrn“ gebricht, einen manierfreiern Schwung hat. Nicht glücklich halten wir jedoch Hr. v. F. im Scherz. Dieser leichte Flügelgott wird am schnellsten durch alles, was nicht freie Natur ist, gelähmt, und schon ein Hauch von Manier weht ihm seinen Zauber ab. Uns dünkt, man könnte die Wahrheit dieses Sages an den hier eingemischten Späßen erkennen. Das Faktische ist gut ausgeführt, nur fällt das vielleicht auch andern Lesern schwer zu fassen, wie „nachdem die Feinde vor Eusebius Krauts knallenden Feuergewehren die Pferde nach vorwärts in die ersten Reihen geprellt haben, bald aber wieder wild hinter dem Hauptmann drein prellen, bis sie vor mit grausem Gepolter herniederrasselnden Steinen und Baumstämmen wieder auseinander prellen (s. S. 378 u. 379), die Stein- und Klobenwürfe“ dem gleichfalls unten befindlichen Eusebius nichts schaden, sodann, wie der Pfarrherr S. 380 vom Wiederbauer länger zu wissen scheint, als S. 394.

Frau von Fouqué leidet bei einem schönen Talent gleichfalls am Vielschreiben, das ihr alsdann besonders nachtheilig wird, wenn sie ihrer Fähigkeit künstlerischer Anlage und Durchführung nicht die Zeit läßt, gegen eine zum Düstern und Unklaren geneigte Phantasie, oder eine sich ins Kleinliche verlierende Darstellung anzukämpfen. Ihr heuriger Beitrag läßt sich nicht zu dem Besten, was sie vermag, rechnen. Der Plan, die Eindrücke der Welt und des Lebens auf zwei im edeln Sinn entgegengesetzte weibliche Naturen zu malen, ist gut und hat seine und sinnige Wendungen veranlaßt, doch war es ein unglücklicher Gedanke, eine unreife Polemik gegen den Katholicismus zum Hebel zu wählen, um einen rührend angelegten Charakter von Verschrobenheit zum Bahwis zu bringen und dadurch aller Schönheit zu berauben. Welche Theilnahme läßt sich einem Geschöpf weihen, das (S. 161 Z. 5 v. u.) eben mit dem bekehrungsfüchtigen und „übernoffenen“ (S. 173) Liebhaber „auf tausend Meilen auseinander“ (S. 160) sich von ihm mit Gewalt in ein wenig Meilen entferntes Kloster bringen läßt, und um, nachdem sie ihn für einen Sünder erkennt, „der wie ein dunkler Punkt in ihrer Erinnerung zusammenschrumpft,“ ihren Glauben ändert und aller kindlichen Pflicht uneingedenk im Kloster bleibt? Inzwischen muß man gestehen, daß die Mutter auch ihre Pflicht nicht gethan hat. Die sehr rasche Liebe der sehr muntern Minna ist dagegen übergesund, und der Brief der alten Sophie (S. 175) ein unnöthiges Schnitzelwerkchen. Der symbolische Titel: Dornen und Blüten des Lebens, ist für diese Begebenheit zu weitschichtig.

Hoch steht jedoch diese Erzählung über der schwach und breit geschriebenen Geschichte vom Julianus von F. L. M., die wir gar nicht nennen würden, wenn sie nicht gerade hier so viel Raum einnähme. Ist das Mädchen hinzugebichtet, so spielt es eine traurige und unschickliche Rolle, und mit Widerwillen sieht man die möglichsten Schandthaten des Julian durch das unsinnige Benehmen der ersten Christen gegen ihn gleichsam als gerechtfertigt an; man sehe nur S. 228 ff.

Die Mittheilung von Franz Horn zeigt recht, welche Gewalt die Wahrheit übt, denn ausnehmend bedeutend ist das Petersensche Ehepaar eigentlich nicht, und doch kann man der wackern Frau und dem zuweilen etwas konfusen guten und tüchtigen Manne seine Theilnahme nicht versagen. In den beiden Psalmen (S. 107) findet sich alles eher als Poesie, und doch freut die Erhebung Petersens über Wieland durch

Lessing. Die Auffrischung anziehender Gestalten aus einem Zeitraum, den wir mehr als die vorhergehenden vergessen haben, weil er in der That weniger enthielt, ist ein lobenswerthes Verdienst Herrn Horns. Auch ist der Styl diesmal minder süßlich als sonst zuweilen, doch geht dies nicht auf den Eingang, und für die Beywörter Lieb, freundlich und unerfreulich mögten wir immer noch Sparsamkeit empfehlen.

Wenden wir uns nun zu den Gedichten und zuerst zu den Romanzen, so ist die Hohe Liebe von Louise Brachmann eine gewöhnliche Geschichte, wobei man nicht begreift, warum die Verf. sie in die hübschen Stanzas gebracht hat. Die Legende von Mozarts Requiem (S. 266.) hätte eine bessere Behandlung verdient, zeigt jedoch, welche schöne Stoffe das Leben dem Dichter täglich liefert und wie er nicht nothwendig in die graue Zeit zurückgehen muß. Auch Heinrich der Eiserner steht im Stoff beträchtlich über der Ausführung; dabei befremdet es, daß Krug von Nibba, dem es bei seinem beharrlichen Streben nicht am Eigenen fehlen kann, sich zum Gesetz gemacht zu haben scheint, so viel möglich Nachahmer Fouqués zu seyn. Die Nachahmerei widert aber eben in aller poetischen Composition am meisten an, und die Kritik bricht ihr am liebsten den Stab.

Unter den Lyrikern begegnen wir zweien mit Schmerz: dem Grafen F. E. Stolberg, dem wir jetzt eine Palme auf sein Grab legen, im Gedenken einer bessern Zeit, und Wilhelm von Schüz, der ein hohes Talent hier nur im Lied Abendruhe nicht völlig verwerflich angewendet hat. Wenn Ahnen und Glauben von K. Schmidt und dessen Epigramm (S. 190), Reses Minna, Hensels Sonett an seine Schwester und Malerlicht (wo zuletzt immer wohl nimmer heißen soll), von Smets Jünglings Waldgesang, von Krug von Nibba der Nachtgesang, vom Grafen Paul Haugwitz die Uebersetzung nach Byron und Warnung, von Rudolph Hermann Kriegers Abschied, von Kreuser Sonett 1. (mit Ausnahme des dürren Auges) und 3., vom verstorbenen Halem, der nie zu einem besonders poetischen Aufschwung gediehen ist, die Fabel, von Kannegießer Ermunterung Wohlgefallen erwecken können, so ist des Letzgenannten der abgeschiedene Geist an seine Hülle, W. Müller's wohlgeformtes Südfrucht-paar (S. 333 — 336) und der Mumentanz von Besseldt einer anhaltendern Würdigung zu empfehlen. Des Letztern übrige Beiträge sind um so unbedeutender, vorzüglich darf ihm zur Last gelegt werden, die schöne persische Mythe vom Morgenstern so häßlich gemacht zu haben. Von neuen Namen tritt uns Orlay nur in der Braut nicht übel, Felix etwas matt und unsinnig entgegen, und ob Schnirbes wirklich ein guter Dichter sei auszusprechen, dazu möchten wir erst mehr sehen; diese seine schmucklose Gabe hat freilich etwas Interessantes. Das Epigramm an Franz Horn von W. dürfte für das Publicum gar zu freundschaftlich seyn. August Gebauer hat bisher überall mehr Willen und Empfindung, als Kraft und Gestaltungs-gabe darge-
gethan. Seine Bilder bedurften der Letztern zwar nicht, doch würde ein geringerer Zusatz von Bedeutungslosem das Liebliche erhöht haben; von den drei Liedern sind das erste und dritte lobenswerth. Wegels geistliches Gedicht ist zu sehr Nachahmung von Novalis, ohne dessen gedrängte Anmuth.

Die Zierde des Taschenbuchs ist sein Schlußstein, Fr. Rückert's Frühlingsgenossen. Die Vortrefflichkeit dieses Dichters besteht in seiner Naturkraft und in der Fülle überraschender Wendungen. Doch diese in unsrer meist matten und nachhallenden Zeit seltenen Eigenschaften sind auch die Klippen, woran die Ausführung bisweilen hängt. Es ist diesem lebenswürdigen Sängler nur eine wachsame Selbstbeherrschung zu wünschen, so wird ihm Mangel an Amuth oder Hang zum Barocken weiter nicht vorzuwerfen seyn. Von beiden Fehlern ist die gegenwärtige Dichtung zwar auch nicht völlig rein, doch verschlingt das Licht die geringen Schatten, und über der höchst lieblichen Romanze von Luft und Duft und den holden Terzinen vergißt sich gern die schwere Construction zu Anfang der Schlußstrophe der sonst schönen N. 1. (S. 411) und die etwas kuriose N. 4. (S. 417). Die Anwendung auf sich selbst am Ende des Ganzen (S. 426 ff.) gehört zum Zierlichsten und Sinnreichsten, was wir kennen.

Seyen denn noch die Worte über diese Neujahrsgabe mit der nicht frohen Bemerkung beschloffen, daß sie im Allgemeinen hinter den frühern Jahrgängen bleibe; Mitarbeiter wie Gottwalt, Uhland u. A. werden schwer vermißt, dagegen ist dem Unfruchtbringenden und Wortschwalgen zu viel Raum eingegeben worden.

Die zweite Stelle durch den Namen eines seit einer Reihe von Jahren in die Literatur fleißig eingreifenden Herausgebers verdient

Friedrich Kind's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1820;

denn der auf dem Titel fortlebende Name Becker's kann als bloß merkantilische Geistererscheinung von der Kritik nicht berücksichtigt werden.

Die Stufe, auf welcher Friedrich Kind als Dichter steht, kann erst zu der Zeit, wo er seine Laufbahn beschloffen haben wird, bestimmt werden. Noch arbeitet er zu rüstig fort, und betrachtet man, was hier und da hervorsprickend von einem reichen, doch nur selten vollständig aufgebotenen Talente zeugt, so glaubt man immer noch ganz Verborgenen und sehr Vorzüglichem entgegenzusehn zu dürfen. Die ersten Romane Hrn Kind's traten mit einer überschwellenden Gluth der Gefühle hervor, sie sind vielleicht mit Unrecht vergessen, und seitdem scheint er das Meiste gedichtet zu haben, ohne ihm eine angestrenzte Sorgfalt zu widmen, leicht, zuweilen nachlässig hin, als sei es nicht der Mühe werth und müsse mit der Kraft zu Rathe gehalten werden. Eine dem jungen Talent besonders so angenehme Popularität wird wohl dadurch gesichert, und Herr Kind hat solche auch nach Jahren und durch sorgsame Pflege der Freunde erlangt; dem Dichter muß es jedoch durchaus minder auf die Zeit als auf die Ewigkeit ankommen, und wenn sich seine bisherigen Blüthen nur zu oft zu jener hinabschmiegen, so ist die Hoffnung gestattet, er werde einmal den bleibenden Entschluß fassen, sie in der Zeit zur Ewigkeit hinauzuheben. Seine Gabe ist so schön, daß wir dieselbe wohl durch das Studium der großen Muster aller Zeiten und Völker geleitet sehen möchten. Nicht daß er sich deshalb zum Fremdartigen zu wenden hätte, denn die Wurzel dieses Dichters ist der deutsche Boden, und wo wir etwas vorzüglich Gelungenes von ihm sahen, war es meist mit der schlichten lieblichen Farbe der heimischen Natur verschmolzen. Unter diesem Gesichtspunkt tritt uns auch gleich das Schauspiel Petrus Apianus milderwärmend entgegen. Zwar ist es eher eine dramatisirte Anekdoté als ein Drama, das eine innere

dramatische Verknüpfung hätte, doch ist die Eine Situation eben anziehend. Sie stellt den Zauber der Wissenschaft so erfreulich hoch, dabei ergießt sich durch die gute und frische Sprache ein so sanftes Leben, daß wir glauben müssen, eine verständige Darstellung auf der Bühne könne eine edle Wirkung nicht verfehlen. Die Einmischung der Hospitalkranken und die Sprache des Solmonien am Schlusse haben inzwischen etwas Kokebuisch Sentimentales, wogegen die Kroaten neben einigen leidlichen Späßen überderr aufzutreten. Metrisch ist diese gereimte Regellosigkeit jambischer Maße der Nachahmung nicht zu empfehlen; der reine fünffüßige Jambus ohne Reim, ja die Prosa ist sowohl angenehmer als dramatischer. Noch höheres Lob scheint uns eben bei diesem Dichter die Erzählung die Fastnachtsträume zu verdienen. Das Willkommen besteht in der aus der innersten Tiefe angelegten Composition, in welcher sich nichts ins Gewöhnliche verliert, sondern alles beiträgt, ein künstlerisches Ganzes hinzustellen. Das Traumhafte des Inhalts neben der Klarheit der Darstellung setzt das Gemüth in eine wunderbare, doch nicht zerreißende Spannung, aus der es durch eine tiefführende Lösung wieder sanft gezogen wird. Nur der Incidentpunkt des gerißten Armes mag zu mährchenhaft und nicht großartig genug seyn, auch der Styl könnte, wo nicht mehr Erhebung, doch mehr Haltung haben, und des Hoffmannschen Tropfens „Sih!“ (S. 165) hätte dieser Dichter nicht bedurft. Auf ein Lob der Romanze das Meer Mädchen können wir uns nicht einlassen. So hübsch und wahr der in der vorletzten Strophe ausgesprochene Gedanke ist, so hätte man ihn in passenderer Nuganwendung finden mögen, als in dieser in Bedeutung und Entwicklung nebelhaften Undinengeschichte, welche ein modern gewöhnlicher Ausdruck und ein nicht glückliches Metrum auch noch ungefällig machen.

Mit Freuden gehen wir auf ein zwar nicht umfangreiches, doch in der That allerliebstes Bildein deutscher Milde und Treuherzigkeit über; es ist des Grafen Loeben Erzählung das Stiefmütterchen; wobei wir überhaupt gern die Gelegenheit ergreifen, unsre innigste Anerkennung einer so reichen, tiefen und stets würdigen Dichtergabe zu bezeugen, als sie dieser Verf. besitzt. Mag es seyn, daß sich seine zum Tieffinnigen neigende Phantasie am Anfang seiner Laufbahn zu überschwenglich zeigte, um von dem damals noch zu Gebote stehenden Medium der Sprache beherrscht und in das Gewand durchsichtiger Darstellung gekleidet zu werden, immer ist die nur zu oft noch verlaute Anschulldigung eines unklaren Mystizismus eben so ungerecht als schielend. Daß eine ächte Mystik von jeher das Eigengut der Dichter gewesen, lehrt die oberflächlichste Kenntniß der Literatur; das Reich der Wunder und des Geheimen, Religion und Offenbarung, der Poesie verschließen wollen, hieße sie vernichten. Lasse man die Dichter ferner in diesem seligen Besitz, und will man auf etwas bestehen, so sei es ein deutliches und entschiedenes Aussprechen der tiefgefühlten Wahrheit. Daß der Graf von Loeben sich bewußt sei, der Deutlichkeit in frühern Schöpfungen Eintrag gethan zu haben, beweist die Richtung der Spätern. Eine sehr edle Sprache, Frühling, Kindlichkeit, tiefe Liebe und unerschütterlicher Glaube sind die Elemente, die uns immer frisch aus seinen auch nach der Kunstform strebenden Gebilden entgegenquellen, und der innerste Sinn kann nur da angestoßen werden, wo dieselben das Maas des irdischen Bedarfes übersteigen. Dürfen wir allgemein hin eine Warnung in einen Wunsch kleiden, so besteht dieser in einer

stets weisen Vertheilung der in der Gluth der Begeisterung oder in gleichsam spielender Freude sich unerschöpflich aufdringenden Bilder. Dieser Dichter besitzt eben in diesen Bildern eine wunderfame Tongebung, wie sie kein Anderer besitzt, um so weniger darf er sie verschwenden, und eine still ruhige Prüfung sage ihm stets vor der Herausgabe, wo etwas zum Ueberflus ist. In der vorliegenden, eben überaus glücklich gehaltenen Erzählung wissen wir zu unserm anscheinenden Winke keinen Beleg; ein ängstliches Suchen möchte uns nur (S. 110) Frauenholds „vom sammtnen Barett sich neigenden weißen Federglanz, der das Frauenpaar wie mit einem Fittig überweht,“ an die Hand geben. Doch können wir ein zweites Anliegen an den reichen Dichter bei diesem Anlaß nicht bergen. Eben in dieser Geschichte ist das Hingeben in herzliche Innigkeit und Natur so reizend, daß es uns sogar freuen würde, wenn es die Schranken einer kunstgerechten Sprache überspränge. Der Dichter ist nie reizender, als wenn er sich selbst ausspricht, zu diesem Mitgenus des Lesers ist aber nichts geeigneter, als ein Ueberfließen des Gemüthes in den Styl, ja, um noch weiter zu gehen, ein dsteres Eingreifen in das Leben und die Gegenwart. Dieses warnt vor einer Gefahr, die immer auch das Herrlichste bedroht, es ist die Manier, und ein ausschließliches Anneigen ans Alterthümliche neben einem entschiedenen Hang zum plastischen Styl der altitalienischen Novelle kann auch dahin führen. Historisch ist immer zu bemerken, daß die bewundertsten Muster, wie Cervantes und Göthe, indem sie die ganze Vorzeit in sich trugen, durch die ihrem Leben und ihrer eigenen Zeit entsprechendsten Darstellungsmittel ihren Ruhm gesichert haben. — Auf die schönen Lieder des Grafen L. in diesem Taschenbuch aufmerksam zu machen, wird nicht nöthig seyn, nur das Blumenlied können wir mit unsern Grundsätzen nicht vereinigen.

Die zwei vortrefflichen Lieder der Helmina von Chetty werden einst mit dazu beytragen, festzustellen, daß dieselbe als deutsche lyrische Dichterin vielleicht den ersten Platz behauptete; es darf daneben das Sonett von Wilhelmine Kall (S. 265), Reses Cyane an den Mond, Schüges der Liebe Bildniß, Contessa's Mädchen und die Liebeskönigin und Haug's Skolie nur genannt werden. Langbein's Lied für einen fröhlichen Abend und Gespenst im Hohlwege wären, besonders ersteres, etwas weniger herb und mehr gehalten zu wünschen. Neuffer's Heimgabe ist edel, Houwald's Lied kein echtes Lied; es ist zu besonnen, der Zusammenhang unklar, und das schwere Metrum nicht beherrscht. F. Ruhn's Sonnenrosse würden noch schöner seyn, wenn sie compacter wären. Klotilde zeigt im Gedicht Ergebung ein versprechendes, nur vor dem Ueberneigen zum Philosophischen zu warnendes Talent. Wie man einen Stoff verderben könne, bewährt Elise von Hohenhausen in der Gründung von Selnhhausen, und die ältern Dichter v. Gdckingk und Liedge können wir nur anführen, um zu bedauern, daß sie nichts Besseres geliefert haben. Haug's Wanderlied darf man nicht mit Rückert's schönen Wanderliedern zusammenstellen; was er mit dem Apostel Thomas sagen will, ist unbegreiflich und die altenglischen Naben hätten eine bessere Behandlung verdient, wie überhaupt unter diesen Gedichten Anlage und Ausführung so oft im Mißverhältniß stehen. Contessa's Romanze nach Florian kann erst die Vergleichung mit der ähnlichen altspanischen Romanze in ihr wahres Licht stellen, und Castelli's Bitterpappel ist in

Lieck's Nothkläppchen besser zu lesen. Für das Uebrige werde das Recht des Schweigens geltend gemacht, und nur zum Ueberflus erwähnt, daß L. Brachmann's Erzählung keine Novelle zu nennen, da nichts Neues darin geschieht, daß die Heldin die Kindestreue verlese und obgleich die Schreibart hübsch, die Moral zu aufgeblasen, so wie von G. Schillings Liebling, daß es eine Art Aschenbrödel mit unpassend angebrachtem Wunderbaren, und unter dem Talent des Verf. sey.

Nicht die rechtskräftig entschiedene Zwistigkeit als Gegensatz, sondern die wahrzunehmende tüchtige Redaction als Ähnlichkeit fordert auf, das

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen bey J. F. Glödtzsch. 1820.

anzureihen. Das Bekenntniß im Vorwort an das Publikum (S. IV), daß „kein einsichtsvoller Herausgeber einem solchen Büchlein einen sehr hohen Werth beylegen, vielmehr zufrieden seyn werde, wenn er in vielen Stücken für die Bessern gesorgt habe,“ läßt einen tiefen Blick in die Taktik des Taschenbuchwesens thun. Billig sollte ein Herausgeber auf jedes Büchlein, das er herausgiebt, einen sehr hohen Werth legen, eine Menge von Nebenrückichten macht dies jedoch bey den Taschenbüchern unmöglich, wäre es auch nur die, daß beleidigte Einsender das Organ der 1001 Journale zu Sättigung ihrer Rache am ganzen Unternehmen benutzen. Geständnisse jener Art thun zu müssen ist hart, sie sind die leidige Bürgschaft des Ephemeren.

Die Erzählung führt diesmal L. A. von Arnim mit dem Majorats Herrn an. Dieser Schriftsteller steht bey einer großen Anzahl Verehrer in einem solchen Ruf der Genialität, daß es gewagt ist, etwas gegen ihn einzuwenden. Durch eine äußerst kecke Behandlung der Leser, die er mit ihm selbst die wunderbarlichsten Luftsprünge thun läßt, sind Viele wirklich dahin gediehen, ihm gleichsam Drakelgewalt einzuräumen. Das Dunkelste, Gezwungenste, Sonderbarste erscheint wie besondere Eingebungen; läßt er sich aber zum Verständlichen herab, und flücht Sanftes, Liebliches ein, so wirkt dieses um-so zauberischer und wird vor Allem bemerkt. Es darf nicht verkannt werden, daß Herr von Arnim in der That einen reichen Geist und vielleicht alle Töne darin besitzt, die eine dauernde Bewunderung zu erzeugen fähig sind, doch hat er sich unsers Dafürhaltens noch nicht dazu verstanden, etwas Reines, wahrhaft Gediegenes, ein schönes Ganze Ausmachendes zu schaffen. Versucht man in die Werkstatt des Künstlers einzugehen, so sollte man glauben, er versehe sich selbst in einen durchaus künstlichen Zustand und mische nun alle ihm irgend vorkommenden, der Sache auch noch so fern liegenden Zufälligkeiten in sein Gewebe. Daher scheint zu kommen, daß er auf der einen Seite mehr als billig von der Quelle alles Dichterischen, von der Natur abgeht, indem er auf der andern das Hypernatürliche, d. h. hier das Gemeine, im Uebermaaß aufwendet. Betrachtet man den Styl, so ist klar, daß ein solcher auf diesem Wege nie hat entstehen können. Wenn eine gewisse himmlische Ruhe, das Gepräge innerer Abgeschlossenheit und Vollendung, den Zauber des Styls ausmacht, so erscheint der seinige wie im Getümmel oder auf's Gerathewohl zusammengebracht, und an Harmonie, Ebenmaaß, Abrundung und Zusammenkettung ist selten gedacht worden. Eine vorhandene Meisterschaft läßt sich auf diese Weise in keiner Hinsicht anerkennen, doch an eine Möglichkeit derselben nach erlangter Selbstbeherrschung und

Bewältigung des Gegenstandes glauben, wenn man des unter dem Titel Erzählungen herausgekommenen Büchleins, und des Iten Theils der Kronenwächter gedenkt, als des Besten, was der Verf. geliefert hat. Für eine Sünde an der Liebe seiner Freunde halten wir hingegen vorliegendes Geschichtchen, und sehen wir neben dem Unmöglichen, Willkürlichen und Zusammengeworrenen des Inhalts die Kühle seiner Gestaltung an, so können wir nicht umhin, auszusprechen: dies Geniale rührt zwar an die Gränze, wo der Wahnsinn eintritt, er mangelt aber all der Gluth und Naturtiefe, die den Wahnsinn bey der Verrückung und Hinweghebung aller äußeren Standtpunkte anziehend und bedeutend machen kann. Was auf diesem kleinen Tummelplatz durcheinanderläuft, Clairvoyant, Hofdame, Leutnant, Ragen, Juden, Vampyre und eine junge Thörlin, alles karikirt, mit gemeinen Bildern und kaltem Spas durchflochten, diese Topographie und Bauart, diese von Haus zu Haus erblickten Vorgänge, Lilis, Adam und Eva, die Alte mit Haut wie geräucherte Gänsebrust (S. 44), den Stier, die Seele auf den Behen (S. 76), muß man selbst anschauen, es läßt sich keine Schilderung davon entwerfen. Wäre dies ein Stück „einer höhern Welt, die durch den Bau dieser Welt den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird,“ so müssen wir bitten, dereinst in eine schönere und verständigere Welt eingehen zu dürfen; vor der Hand wenden wir uns zu der Novelle von Hoffmann.

Selten hat ein Schriftsteller ein so glanzreiches und siegendes Debüt gehabt als dieser, und obwohl der einführenden Hand Jean Paul's ein mächtiger Einfluß zuzutrauen ist, so darf doch vermuthet werden, die „Phantasiestücke“ würden sich auch allein Bahn gemacht haben. Seitdem erhielten wir in Kurzem viel Werke des geistvollen Mannes, und wenn auch ein jedes den kühnen Wurf und die Gewandtheit eines vor Vielen ausgezeichneten, eigenthümlichen Geistes verräth, so müssen wir doch bey unsrer Freimüthigkeit eingestehen, daß uns noch keines wieder mit der vollen Kraft des ersten ausgestattet erschienen ist. Es hat uns sogar vorkommen wollen, als verlasse sich der Dichter auf den Namen eines Lieblinges, und sey ihm die Erhaltung desselben in der Sicherheit eines Eroberers weniger angelegen. Sollten wir, da nun einmal jede Sonne ihre Flecken hat, diese bezeichnen, so wären sie im Stoff Uebertreibung, in der Form Ueberdehnung. Aus dem ersten Nebel sind die vieten Teufel entsprungen, die, nachdem ihrer der Verf. im Reich des Uebernatürlichen selbst wohl müde geworden, als seltsame Berrgestalten ins wirkliche Leben kommen, tickern, auf einem Beine springen, und ganz apart angezogen sind. Auch dieses wird den genialen Mann einmal ermüden, und da freuen wir uns schon auf die reinen Naturbilder, die sich harmonisch vor uns entfalten werden, und zu welchen derselbe gerade eine recht entschiedene Anlage besitzt. Vielleicht beschleunigen die hier und da hervorblickenden Nachahmer, wenn er sie lesen sollte, diesen Zeitpunkt, in welchem dann auch manche Auswüchse des Styls, die sich so leicht in eine Manier festsetzen, aufhören werden.

Diesen allgemeinen Hinblick auf den Signor Formica angewandt, ist Anlage und Schreibart geistvoll, doch das Gerüst für den Einen Arlequin, der darauf zu stehen kam, zu lang und breit gebaut; Alle, selbst der dafür anfangs zu edel und hoch hingestellte Salvator Rosa, könnten am Ende leicht nur als bunte Flecke vom Arlequinsrock erscheinen. Die Lösung ist, so sehr sie (zum erstenmal) überrascht,

nicht so sehr ästhetisch erschütternd, als sie, durch das Fingiren der Leide graßlich, ans Unerlaubte streift, ließe sich auch sonst das unbarmherzige Quälen des armen Capuzzi künstlerisch in Schutz nehmen. Das Tiefste sind Salvators Worte S. 251 und 252; höchst ergötzlich gedacht ist die erste Theater Scene, sonst sind der Nebendarstellungen, der grellen Farben, so wie die Teufelerscheinung zu viel. Der Styl scheint sehr eilig, Redensarten und Worte (z. B. das Zeitwort *à ch z en*) wiederholen sich allzuoft.

Fouqué's Gärtner in Lissabon vermögen wir nicht zu loben. Das Adelsprincip, im Gleichgewicht schön, wird in der Uebertreibung lächerlich. Valeria hätte viel besser gethan, den „jungen Edel Falken,“ nachdem sich „ihre und seine Lippen fast begegnet“ hatten (S. 355.), zu heirathen, damit Haß in Liebe gelöst worden wäre, als daß beyde einer wunderlichen Idee wegen abgesondert sterben. Der Styl ist flüchtig, alle Attribute der Fouqué'schen Dichtungen sind vorhanden, und der Scherz gelingt wieder nicht, so künstlich im Gegensatz verschränkt auch die Assonanz S. 341 aussieht. — Die vier Tage des römischen Carnavals von H. Demuth, in der Darstellung lobenswerth, geben bey allem langsamen Fortschreiten ein lebendiges Gemälde, und das Spiel endigt eben recht, als es grausam zu werden anfängt. Der Styl ist noch etwas breit und zuweilen auswüchsig. — Die beste Arbeit ist die Todtenfrau von F. Laun, die recht zeigt, was dieser Schriftsteller vermag, und wie beklagenswerth es ist, daß er sich zum Modeschristeller herabgelassen hat, dem es auf Selbstbefriedigung minder ankommt, als auf Befriedigung eines leichtfertigen Lesepublikums. Die Geschichte, eine Art deutschen Vampyrs, ist vortrefflich geführt und gehalten, nur der Schreibart hätte man hin und wieder mehr Pflege gewünscht. — Auf die Rutschpartie werden wir späterhin zurückkommen.

Unter den Lyrikern dieser Sammlung erkennen wir den nun verstorbenen F. G. Wegel für den besten. Die Gerechtigkeit der Zeit wird es aussprechen, daß dieser Dichter zwar nicht zu den vorzüglichsten Deutschlands, doch zu den vorzüglicheren der letzteren Periode zu rechnen gewesen sey. Er that sich wenigstens durch Eines vor sehr vielen weit beliebteren hervor, es ist der tiefpoetische Wille. Es war ihm stets Ernst darum, und leistete er nicht Größeres, so war es eher Mangel an harmonischer Ausbildung. Seine Johanna von Arc hat Kraft und Sinn für das Dramatische bekundet, und aus dem richtigen Gefühl dessen, was Schiller am Geschichtlichen gefehlt hatte, entsprungen, ist ihre Wirkung vornemlich durch ein in spätern Arbeiten zur völligen Unart ausgeartetes Mißverstehen des Shakspeare vereitelt worden. Denn wer Shakspeare, der auch unter den Bedingungen seiner Zeit schrieb, in unsrer Zeit nur dennermäßig kopiren will, zeigt, daß er ihn in seinem wahren Wesen noch nicht ergriffen habe. Auch als Kritiker hätte Wegel noch viel werden können, doch haben seine lyrischen, besonders die politischen Gedichte die meiste Berühmtheit erlangt, und war in ihnen noch viel Schwankung und ein Nicht-Klargewordenseyn in sich selbst wahrzunehmen, so ist es schön, seine jetzt erst bekannt werdenden letzten Dichtungen als würdige Todtenopfer betrachten zu können. Diese Romane sind meist nach der Brüder Grimm deutschen Sagen in schlichtem Volkstone anmuthig hingeworfen, besonders ausgezeichnet die 6te, 7te und 8te; die drey letzten Nummern sind zugleich die mindestbedeutenden. Erste Liebe und Sehnsucht sind noch wahrpoetische Hau-

che, das Gedicht Iduna trägt aber den Charakter kalten Studiums. — Rückerts Sicilianen verdienen die nächste Stelle, sollten sie auch mehr Geistesspiele, als dem innersten Gemüth entsprossen dünken. So südllich ihre Natur ist, erinnern sie an Shakspeare; nur die N. VI. finden wir anstößig. Die beyden Boten von Miltiz, Sympathie von W. Gerhard, die Legenden aus Luthers Leben von U. Wendt, und Sondershausens Abschiedslied können wir noch nennen, sonst aber nicht einmal den von den Wienern bewunderten Polychoros. Von Falk ist befremdlich, nicht Schöneres erhalten zu haben, als allenfalls sein Vesperlied. Die Gelegenheiten scheinen ihm den Flug mehr gelähmt zu haben, als Fr. Mosengeil, in dessen Christbäumchen eine glückliche Intention nicht zu verkennen ist.

Ein sehr geachteter Mann und Schriftsteller redigirt auch den Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen &c. und war Kochligens literarische Thätigkeit nie mit Lärm begleitet, so wird ihm doch noch mancher stille Dank lohnen, wenn ephemere Ruhmgestalten versunken sind. Für die Mittheilung der Briefe von Schiller, Müller und Zffland theilt er unsern Dank mit den Besitzern, da sich kaum etwas Anziehenderes lesen läßt, als überhaupt Privatbriefe geistvoller Männer. Sie geben theils vortreffliche Materialien zu künftigen Biographien ab, theils können wir durch sie in ihr innerstes Wesen blicken. Schillers Brief beweist, daß auch er nicht unempfindlich gegen Tadel war. Daß er die Kunsttheorie und Aesthetik an sich angreift, und allgemeine Formeln eben der Allgemeinheit halber hohl nennt, befremdet, wenn man bedenkt, wie streng Schiller als beurtheilender Theoretiker verfuhr. Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte; der Dichter darf nicht nach einem Compendium arbeiten, seine Schöpfungen sind um so größer, als sie sich als organische Wesen aus innerer Naturnothwendigkeit entfalten; doch der Kritiker kann auch von den ewigen Gesetzen nicht ablassen, und muß untersuchen, ob sie befolgt seyen, was denn bey wahrhaft dichterisch empfangenen Werken auch unbewußt geschehen seyn wird. Zfflands Briefe sind warnend und belehrend; wie vieles läßt sich hier von der Schauspielkunst auf jede öffentliche Wirksamkeit anwenden.

Eine der schönsten Compositionen in den diesjährigen Taschenbüchern überhaupt ist des Herausgebers Herzog Christian von Eisenberg. Die Darstellung in diesem sanften Fluß einer edeln und reinen Sprache ist musterhaft; die Gewalt, welche der Erzähler dadurch in den einzeln ausgestreuten schönen Bildern über das Gemüth erhält, und womit er vollends hier in das geheimnißvolle Gewebe verstrickt, diese Gewalt wird so leicht verschertzt, wenn hier eine phantastische Ueberfüllung des Bildlichen gesucht, dort gar eine völlige Verachtung desselben in Uebertreibung matter Breite dargelegt wird. Wie fern der Vf. den Urkunden gefolgt und demnach ungern verschwiegen hätte, was diese ihm an Hand gaben, wissen wir nicht; in künstlerischer Beziehung, in welcher hierauf wenig ankommt, ist die ganz ungelöste Episode der geheimen Gesellschaft zu Neapel und des zu Kloster Lausitz verborgenen Schatzes zu viel; denn der Verf. hat doch wohl nur des Eindrucks wegen im Vorwort, die Treue über den Geschmack setzend, auf Unmöglichkeit eines wohlgegliederten Ganzen bey von ihm eingeschlagener Weise ge-
deutet. — Fouqué's Burgen Wart und Asperrmont sind eine schöne ergreifende Geschichte, in welcher Darstellung und Sprache weniger Spielendes haben, und nur zuweilen eine ritterliche Unnatur durch-

blickt, wie S. 207, und in der Haltung des Knaben S. 185 ff. Die eingeflochtenen Lieder sind hübsch, die Lösung ist ein ächtes Künstlermotiv. — Bruno, von Jakobs, gleicht gar nicht dem sonst so gewandt und fein arbeitenden Verfasser. Bey so manierterter Behandlung und unglücklicher Einmischung fremdartiger Gegenstände haben freylich die Protestationen der Brüder Grimm einen Grund, und die schlichte Erzählung in derselben deutschen Sagen ist unstreitig ein schöneres Gedicht. Die Wolfsjagd von Miltig ist des Verf. des Pellegrin (Frauentaschenb. 1819) und der Mariane (3. f. d. el. W. 1819) gleichfalls nicht würdig. Das Unwahrscheinliche und Willkührliche der Motive, die sonderbare Aehnlichkeit zwey sich fremder junger Männer, das nie zu rechtfertigende Fortlaufen der tugendhaften unversehrten Marie, die Seltsamkeit der Topographie und des Verhältnisses von Fürst und Fürstin wird nicht einmal dadurch vergütet, daß die Erzählung gut geschrieben wäre. An diesen Mängeln leidet Bührlen's wilder Torresmond, der dem englischen Trauerspiel Manuel entlehnt scheint, vielleicht in noch höherem Grade. Die Fügungen, die S. 346 wunderbar genannt werden, sind nur wunderlich, zumal die Rettung aus dem Wasser in der Tonne. Die Mehrheit der Leser wird niemals glauben wollen, daß Vittoria nicht erstickt sey. Sprachunrichtig wird S. 333 Leumund (guter Ruf) für das Gegentheil, oder Verläumdung, gebraucht, und das sonderbar gestellte Bild vom Vulkan ebendasselbst durch das eigene Wort glostend fast drollig. Tröstlicheres wird Mancher in denselben Vf. Bemerkungen aus dem Leben finden, die, wie solche Aphorismen überhaupt, Beyfall erhalten oder Mißfallen erregen werden, je nachdem sie auf eine vorbereitete Stimmung stoßen oder mit der Subjektivität des Lesers in Widerspruch stehen, wie denn oft dem Einen als ein Orakelspruch erscheint, was den Andern ein Gemeinplatz bedünkt. Der Brief über die üble Laune ist beherzigenswerth aber breit.

An der Spitze der

Cornelia, Taschenbuch für deutsche Frauen 2c.

steht abermals ein Mann, der an unserm literarischen Himmel nicht für einen der letzten Sterne gehalten wird. Er gehört zu den viel hervorbringenden Geistern, die, ohne eine entschiedene Eigenthümlichkeit zu haben, auch Keinem vorzugsweise nachahmen, denen daher, wo der Ton, den sie anschlagen, mit ihrer Individualität am meisten harmonirt, manches gelingt, jedoch keine Sicherheit des Gelingens beygegeben ist. Den Beweis dieser Charakteristik liefern die Sammlungen dieses Autors; hier gebührt ihm der Ruhm, sein Taschenbuch mit einem schönen Andenken an den zu früh verbliebenen Max von Schenkendorf eröffnet zu haben, wie auch die Spinnerin eine artige Romanze ist. Weniger bedeuten seine zwey Erzählungen. Das Gottesurtheil, in der Erfindung schwach, ist auch nicht gut geschrieben; der Styl verwickelt sich sogar in Widersprüche, wie S. 26, wo „Benfried mit pochendem Herzen den Arm um eine Jungfrau windet, die er kaum zu berühren wagt;“ („erwarteten sein“ ebendaf. ist ein Sprachfehler). In der Composition war es unter andern ein Fehler, den väterlichen Schatz einzuführen, wenn weiter nichts von ihm vorkommen sollte. Die historische Tragödie vom Ugolino hätte gleichfalls Besseres erwecken können, als den Polydoro, S. 156. Die zwey Fragen, die sich jedem besäcftigten Leser am Schlusse aufdringen werden, sind gewiß: was will

der Geist? wo bleibt Saddo? — Ein Jüngling, der beyhm Werben zum Vater der Geliebten sagt: „der Umstand, nicht arm zu seyn, gelte, so wie er ihn kenne, gewiß als ein Grund mehr, seine Bitte zu bewilligen“ (S. 157.), müßte eigentlich seinen Zweck verfehlen, doch der Styl ist auch so zart nicht. Da „umschlingen sich die Jünglinge alle in einem großen Knäuel“ (S. 160), der Ugolino heißt „Anthier“ (S. 163), Polydoro kriecht „auf allen Vieren“ (S. 163). Viel ist es auch, daß zuletzt das junge Paar trotz seines Freyheitsfinnes zu Genua glücklich lebt, ungeachtet das Vaterland in neuen Banden liegt. Solche Fehler hervorzuheben ist nur da der Mühe werth, wo, der sie beging, im Stande war, sie zu vermeiden. — Ungenannt ist der Verf. des Vorworts zum Titellupfer; immer haben wir die Schlussbemerkung: „Viele werden dies nicht verstehen, aber sie werden es verstehen lernen,“ schauerlich und unerlaubt gefunden. Das Lied an die Deutschen von Biator ist zu weitläufig und etwas confus. Eine Strophe wird unsern Göttern gewidmet (S. 10), in einer andern „bluten tausend Wunden, wie fröhliche Bäche durch die Auen fluthen,“ drey Strophen weiter „bohrt der geweihte Stahl jach durch Herz und Lunge und die dreygespaltne Zunge schäumt,“ es wird gefragt, „ob unsre Brüder mit der Narrheit Glauben in ihr Grab gingen.“ Doch folgen auf dies begeisterte Schariwari vier schöne Schlussstrophen.

Die Krone unter den Erzählenden verdient diesmal Helmina von Chezy mit dem Otto von Kerstlingeröda, doch sollte die Geschichte, da die Rose, und zwar die weiße, den Wendepunkt ausmacht, eher Rosalba heißen. Es waltet darin eine Sanftheit der Führung, eine Weichheit der Rede, eine Lieblichkeit der sinnig vertheilten Blüthen und Bilder, dann wieder eine Reckheit und Heiterkeit, und in der spanischen Episode eine Gluth des Gegensatzes, die durch die kunstvolle Anordnung und Ründung der Theile zum Ganzen erst recht gewinnt und fesselt. Nur die Absichtlichkeit des Grafen Wilibald (S. 68) entspricht nicht dem sonst ihm beigegebenen ritterlichen Sinne. Das Purley-Echo thut (S. 63) sehr viel, indem es die ganze letzte Strophe eines Liedes vernehmlich nachsingt, doch kann man es ihm bey der Schönheit des Liedes kaum verdenken. Dies und das S. 95 vorkommende Lied gehören zu den besten dieser Dichterin, und das ist viel gesagt. Die Selbstaufopferung der beyden Liebenden werden Viele überzart finden, doch kann sie denen, welche die ganze Tiefe hoher und weicher Gemüther durchschauen, nicht unverständlich seyn. Offenbar haben historische Studien auf diese Dichtung eingewirkt, sie sind aber so fein verwoben, daß man nichts Kengstliches noch Pedantisches merkt. Trefflich ist der Doktor Luther eingeführt, seine Erscheinung auf dem Berge ein klares Gemälde. Der schöne Traum von den schwarzen Rosen (S. 79) kann für einen Ueberfluß gehalten werden, doch ist zu bedenken, daß die herrlich geschilderten Erscheinungen (S. 64) laut S. 65. 3. 1. wache Träume waren.

So wie sich diese Erzählung unter den Aufsätzen in Prosa hervorhebt, so ist es unter den Gedichten mit des Grafen von Eoeben Frühlingsliedern der Fall. Wer diese holden innigen Naturlaute lesen kann, ohne daß ihn die ganze erste Lenzeslust mit ihren Primeln und Viole, mit ihren unaussprechlichen, die Seele durchschauenden Hauchen und aufwachenden Vogelstimmen umfängt, von dem ist zu fürchten, er habe auch den Frühling nie gefühlt. Diesen Liedern, die nach unserer Meinung zum Entzückendsten gehören, was unsre Sprache in

dieser Gattung aufzuweisen hat, steht die Lampe an innerer Schönheit sehr nah, nur tritt sie durch die zu kunstlose Aufeinanderfolge der Reimworte schein, Schein, Scheine, schiene, nicht gleich vollendet in die Gestalt.

Die Erzählung desselben Vf., die Fürstenkinder, können wir mit demselben Lobe nicht belegen. So schön die aus alten Volksliedern entlehnte Anlage ist, so glücklich daraus selbst die kleinen muntern Züge männlichen Ungeschicks in weiblicher Handthierung benutzt, so viel liebevolle Bilder auch hier eingestreut sind, so erscheint doch der Uebergang ins Ernste, Ueberstrenge, zuletzt die Einmischung der heil. Jungfrau und der süßen Gottesminne weder natürlich noch dichterisch verhältnißmäßig, und die trübe Hälfte läßt beständig in die heitere zurückverlangen. Es ist dies ein Beweis, wie vorsichtig selbst gewiegte Dichter in der Behandlung alter Stoffe seyn müssen. Gerade ihre innere Nothwendigkeit giebt der Sage das ewige poetische Leben, und Hauptveränderungen führen sie nur zu leicht unabsichtlich ins Moderne oder Widersprechende über. Die Arbeit würde gewiß gewonnen haben, wenn der Verf. den Faden der altdänischen herrlichen Romanze von Habor und Signe (s. Sanders Auswahl altdän. Heldenlieder und Balladen S. 97) gefolgt wäre. Besonders viel dürfte gegen den Vater einzuwenden seyn, der die Thorheit, als welche die Verkleidung hier einmal betrachtet ist, dem Jüngling um keinen Preis erlauben durfte. Auch der Styl ist bald mit milderer Sorgfalt, bald mit milderer Hingebung behandelt, als wir sonst so gern bey diesem Dichter wahrnehmen, und so hell uns manche Bilder anstrahlen, wie S. 129 das tiefe Gleichniß vom Herbst, S. 152 die Beschreibung der Abtey, so sind doch manche andre mehr zierrachmäßig, d. h. mehr Zuthaten, als gehörig bedingte Schönheiten. Die Lösung durch den Kaiser ist übrigens, wenn es einmal so seyn sollte, schön. Sey nun hier ein Talent nicht gehörig benutzt, so geht sich dennoch schwer zu einer noch größern Negation über.

Ein Ritter kommt eines Morgens als Troubadour mit einer „Wollenheerde“ unbewußt ans Schloß seiner Geliebten, in Liebeschwärmerey verloren, des Ritterspiels, wo ihm der Siegesgott drey mal gewogen war, und die Liebe sein Herz traf, gedenkend. Die Schöne geht durchs Gesträuch, erblickt ihn, den sie heimlich liebt, obgleich sie einen Andern heirathen soll, erschrickt, daß ihr „Herz und Knie“ beben, steht zagend, weint und — flieht; er, einen ewigen Abschied nachrufend, flieht ebenfalls. — Hochzeitkerzen schmücken den Altar, da kommt zur Betrübten eine Freundin, die geträumt hat, ihr Ritter Harcourt, der Brave, der Edle, lieg' an schweren Wunden in Palästina, und beyde Damen entschließen sich, dahin zu ziehen. Der betrübte Bräutigam geht mit, um daselbst Schirmvogt des Klosters zu werden, das die verzichtende Braut stiften will. Das geschieht; der Kaiser fodert aber den Schirmvogt zum Kriege gegen die Muselmänner auf, und diese tödten selbigen. Sterbend und so schwach, daß er der Einstgeliebten „die Hand nicht mehr drücken kann,“ sagt er ihr, Graf Hugo (der Troubadour) habe ihn befreyt. Die zwey Schönen werden gefangen und von den zwey Liebhabern befreyt; der Edle, der, des Daseyns müde, „rein, gut und brav“ fiel, wird bestattet, und die vier Andern heirathen sich. Der Schlußvers ist: „So wird auch Heil der schmerzvollen Neue,“ und in der ganzen Geschichte war nichts zu bereuen. Dieses, metrisch noch matt und ungeschickt behandelt, Reime wie Maid und erfreut, grün und Gewinn, Wogen und bange (S. 103), Italia's und

Syria's, und eine meist triviale Sprache, fodert die Kritik zur ernstlichen Anmahnung an den Dichter, wenn er noch Anfänger ist, auf, sich erst einige Zeit des Studiums der Muster dieser Art in der deutschen Literatur zu befleißigen, und dann das Weitere zu versuchen.

Ein anderes unlobwürdiges Werklein ist Theresie Huber's Häßliche. Zugegeben, daß der allgemeinste Contour von der anderwärts bewiesenen Geschicklichkeit der Vf. zeugt, so ist doch nichts betrübender, als das Leben, das im Spiegel der Dichtkunst auch auf seiner Nachtseite dem Polarstern der Schönheit untergeordnet bleiben sollte, von seiner in der That häßlichen, wo nicht ekelhaften Seite aufgefaßt, und ihm den sonst schon vorgekommenen Fehler fast schwaghafter Breithheit in vollstem Maaße zugetheilt zu sehen. Eines mit vollkommenen Todtenkopfszügen einherwandelnden und wie der Sensemann mit den Zähnen klappernden alten Mannes Tochter, die gleichfalls einen Todtenkopf trägt, verheirathet mit einem in Rußland dermaßen zusammengefrorenen hülflosen Krüppel, daß er blind und seine Fähigkeit zu sprechen zu undeutlichen Tönen erstarrt ist (S. 215. 203.) — ein solches Ehepaar, dem die Freuden der Jugendliebe auf immer versagt sind (S. 217), würde geeignet seyn, den Beschauer zur Verzweiflung zu bringen, wenn es nicht glücklicherweise unter den ewigen Blüthen der Geisterliebe ein blühendes Kind zeugte, das dem Ehemann, wie er vor der Erfrierung war, ähnlich sieht, und uns über die Grausamkeit der Vf. einigermaßen tröstet. Das Schlimmste ist noch, daß die Ausführung in ihren Einzelheiten und der Styl von Widersprüchen erfüllt sind, die an den Unsinn streifen. Bey der so verständigen Schriftstellerin, die für einen Geschmack, dessen Gränzen nur zu eng gezogen sind, redend, sich selbst oft und gern gegen dichterischen Unsinn aufgelehnt hat, nimmt das um so mehr Wunder; immer ist kein Unsinn unverzeihlicher als der Kalte. Wir möchten dies nicht niederschreiben, ohne es zu belegen. Wollten wir erforderlichen Falles die Erzählung ganz durchgehen, so würde es uns leicht werden, von Schritt zu Schritt die Mängel aufzudecken, doch so belehrend dies bey einer Schriftstellerin von Ruf seyn könnte, so muß darauf verzichtet werden, weil Zeit und Raum nicht erlaubt, sogleich ein Büchlein niederzuschreiben. Wollten aber unsre Leser beyspielsweise die S. 177 ff. und 202 ff. näher betrachten, so würden sie gewiß mancherley Zweifel und Bedenklichkeiten mit uns theilen, ob ein Krankenzimmer je so dunkel ist und seyn darf, daß man Gesichtszüge nicht erkennt, mit denen man in die Berührung kommt sich einen Kuß zu erlauben, ob eine breite Spitze vermag, durch einen so beträchtlichen Zeitraum sich nicht zurückzuschlagen und der Neugier Anlaß zur Befriedigung zu geben, ob die gefällige bläuliche Helle nicht eher erscheinen mußte, ob ein Todtenkopf das Gefühl eines Jupiterskopfes gestatten kann, ob einem Todtenkopfe nicht genügen muß, sich einmal im Spiegel zu besehen, um der mühsamen Vergleichung mit der Madonna enthoben zu seyn; — ob ferner ein Mensch wie Alphons zugleich so thierisch und so feinsinnig, so unmündig und so moralisch, so klug beredt und zusammenhängend in der Anordnung eines Briefconcepts und im Dictiren eines recht artig gewandten Sazes, und dabey so unfähig, seine Ideen durch Worte mitzutheilen, zugleich so logisch im Urtheil über seine Wärterin, und so schwachköpfig seyn kann, den Verband nicht öfter zu lüften, um durch das Reden, das zu allem gut ist, mehr herauszubringen. — Nichts von der Härte, die in Friedlofs Schweigen liegt, von ihrer Immoralität (S. 206), dem Paktjuden das Motiv

einer Erbschleicherer an Hand zu geben, von dem sonderbaren Licht, in das sie (S. 206, 208 u. m.) die Deutschen gegen die Franzosen stellt, von ihrer seltsam ausgedrückten Religiosität (S. 198), die auch ihrer Liebe „mit vollem Rechte ihren Platz neben ihrem Gott“ giebt, noch weniger etwas von der Unreinlichkeit mancher Details (wie S. 187 a. E. und 188 zu Anfang), von den vielen Verkrüppelungen und Verstümmelungen, — nur noch die Bemerkung, daß das Zusammentreffen mit Frau von Woltmann bey einem Motiv, das sich bey dem Schreiben solcher Gegenstände von selbst aufbringen muß, uns nicht so interessant vorkommt, und den Wunsch, daß die Vf. ihr Talent hausväterischer nach Zeit und Stimmung benutzen möge.

Unter den Gedichten der Cornelia wird man gewiß Mar von Schenkendorfs Reliquie nicht lesen, ohne von neuem zu bedauern, daß ein so tieffrommer und klarer Dichter so früh aus unsrer Mitte scheiden mußte. Schade, daß Arndt's sonst schönes Denkmal auf denselben so unbeholfen klingt. An Uhland's hübscher Romanze wird vielleicht auch andern Lesern die zweyte Hälfte der zweyten Strophe, das in den volksmäßigen Ton nicht passende Enjambement am Schlusse der dritten Strophe, auch in der zehnten der Vers: „Und gieb mir Eins zu hürsten,“ nicht gefallen. Kurz, aber vollendet ist Helmina's Lied S. 112. Nicht unlieblich singen Robert und Bockshammer. U. Schumacher verdient Aufmunterung, denn besteht auch die Mutter und ihr Kind aus Anklängen Schillers, des Erbkönigs und der Zauberflöte, so zeugen doch Adnigin und Sängler, Schiffers Klage und Ferdusi von schöner Anlage. Den Hang Schillers zur Redensart und Sentenz kann man kaum falscher wiedergespiegelt sehen, als im Schlußgedichte dieses Taschenbuches, und obenein giebt es Sprachfehler.

Je ernster noch eben die Kritik der Hässlichen erscheinen mochte, desto angelegener sey das Hervorheben einer guten Arbeit derselben Verfasserin im

Taschenbuch für Damen, Tüb. b. Cotta,

das sich dieserhalb sogleich anreihen möge. Zwar ist mehr Breite als Tiefe vorhanden, doch wurde letztere auch nicht beabsichtigt, und der ruhige Anstand, mit dem sich die Erzählung zu ihrem Ziele bewegt, läßt das Gemüth nicht eben ungerne auf den ausgespannten Flächen verweilen, auf denen der sittlich gefellige Vorwurf, wie eine hinsichtlich des Alters ungleiche Heirath auch zwey mehr edle als starke Wesen unglücklich machen müsse, mit Gefühl und Besonnenheit ausgeführt liegt. Störungen giebt es freylich auch, und Ansichten, mit denen wir uns nimmermehr befreunden können, wäre es auch nur die hohe Stelle, welche die Vf. dem, was sie Verstand und Vernunft nennt, über der Offenbarung und dem Glauben einräumt (m. s. S. 1. z. b. Worten mosaische Schöpfungsgeschichte und S. 120 gegen die Mitte), doch sey dies, ingleichen der nicht glückliche Ton der Persiflage S. 82 nebst dem, was sich an der Lenkung der Begebenheiten hin und wieder für Anstand nehmen ließe, übergangen, um des Lobes desto mehr für die geachtete Schriftstellerin übrig zu behalten. — Dem Werthe nach folgt Erste Liebe von Caroline Pichler. Erfindung und romantische Färbung würden diese Erzählung dichterisch selbst höher stellen, wenn die Ausführung so vorzüglich wäre, als man sie sonst bey der Vf. gesehen hat. Dann fehlt es auch dem Amethyst, der das künstlerische

Motiv ausmacht, an der innern Wichtigkeit, und den Colonna läßt die Dichterin zuletzt außer Acht. Endlich ist der Styl eher nachlässig, und nicht so gehalten edel, als Caroline P., die zu den bessern Prosaisken Deutschlands gehört, ihn sonst zu haben pflegt.

Alter und Jugend von A. Fontaine läßt die einstige Blüthe schriftstellerischer Jugend nur zu sehr vermissen. Niemand wird läugnen, daß der Vf. eine solche besessen habe, niemand auch, daß sie kaum irgendwo tiefer im Meer des Vielschreibens untergegangen ist. Wer erinnert sich nicht gern der ersten zarten Eindrücke, welche Fontaine's frühere und bessere Schriften in fühlenden Herzen hinterlassen mußten? um so mehr ist zu beklagen, daß er sich selbst keine Zeit zur Entwicklung gelassen, und seine Leichtigkeit in eine Manier überschrieben hat, die nun seine Schriften dem mit besseren Mustern Vergleichenden unlesbar macht. Dennoch möchte ebenfalls vergleichungsweise die gegenwärtige Erzählung dem Style nach erträglich heißen, wäre nicht der Stoff eine von den sentimentalen Gaunereyverwicklungen, vor welchen ein durch Rogebue noch nicht verdrehter Natursinn zurückschreckt.

Dem mit Recht gefeyerten Jean Paul dankt Deutschland so reichen und vielseitigen Genuß, Alles, was er schreibt, ist ihm so ernst, man sieht so klar, wie er mit ganzer Seele dabey gewesen, daß auch das Kleinste aus seiner Feder Aufmerksamkeit erregen muß, wiewohl wir auch mit seinen eigenen gegen die Taschenbücher gerichteten Worten das Leidwesen aussprechen möchten, daß eben er in neuerer Zeit nur zu sehr vom Kleinen umstrickt, und dadurch von Erschaffung solcher Romane, wie nur er sie schreiben kann, abgekommen ist. Auch die Aphorismen hier enthalten manche schöne Andeutung, manchen Tiefblick in die Geheimnisse des Lebens, z. B. N. 5. 9., doch um so schmerzlicher berührt am Schlusse der sonst schönen N. 3. der harte Ausfall auf einen vom Vf. nicht immer so ungünstig angesehenen Kritiker. Eben so deutet die Anmerkung S. 299, deren Schluß hoffentlich die Wahrheit nicht für sich hat, fast auf eine in die Seele des Vf. geschlichene Bitterkeit. Eine solche würde sein Wesen, das eben besonders in der Liebesfülle besteht, zerstören, sie ist daher herzlich hinwegzuvünschen.

Unter den Gedichten verdient das entzückende Lied in der Brandenburger Mark von Gustav Schwab den ersten, Frühling'sbilder von Wyß den zweyten, das Lied aus dem Spanischen von Uhland den dritten Platz, doch kann im letztern nur eine mühsame Reflexion den Widerspruch lösen, wie Dienen und Lieben in den Sand und ins Meer geschrieben ist, und der Sänger nachher sagt, was geschehen wäre, wenn er solches in den Sand gestreut und ins Meer geschrieben hätte. Die Rose und das Mädchen und der wahre Meister von Wyß und eine hübsche Romanze von Langbein, der Schutzengel, schließen sich an. Die Gründung von Marseille (S. 278) entspricht der lieblichen Dichtergabe ihres Vf. nicht; sie bewegt sich mühsam und hält den achten Balladenton nicht fest. Daß Seefahrer sich und ihre Stadt verfluchen, wenn sie wiederkehren sollten, ist nicht natürlich; daß Einem die Nase tabellos unter heittrer Stirne ruht, kein sonderlich an klingendes Bild.

Hoffentlich hat man an diesem Orte kein modiges Urtheil über die Kupfer zu den Almanachen erwartet. Sollte etwas Allgemeines gesagt werden, so würde es seyn, daß die bildende Kunst in dieser Verkürzung noch übler daran ist als die Redekünste, und Jean Paul sagt eben hier S. 289 sehr richtig, daß manches wahre Talent dadurch verdorben wird.

Doch werden hohe Kunstwerke verunstaltet, wie es hier vorzugsweise mit Raphaels Vierge au donataire (donataire und donateur ist übrigens zweyerley) der Fall, so ist ein lautes Aufstöhnen dagegen nöthig. Die begleitenden Worte sind oft seltsam genug. So (zum 1sten Bilde) ist Schiller gewiß nie im Ernst vorgeworfen worden, daß er durch seine Götter Griechenlands „so heidnische Begriffe verherrlicht,“ sondern nur, daß er in seinem, künstlerisch betrachtet, unvergleichlichen Gedichte eine wahre Sehnsucht ins Heidenleben, wie in einen Garten zurück, ausgeklagt, und dadurch das Christenthum wie einen einengenden Kerker hingestellt, folglich mißkannt habe. Das Gedicht gehört in so fern zu den später geänderten Lebensstimmungen des großen Mannes, die seinem innern Biographen sehr wichtig seyn müssen. Was ferner zum geretteten Moses gesagt wird, möchte dem geretteten Deutschland nicht überall anstehen; eben so hätten die nicht außergewöhnlichen Bildlein von der bewunderten Schöpferin des Kartenalmanachs nebst der nicht außergewöhnlichen Begebenheit füglichst wegbleiben mögen.

Der Redaction eines verständigen und vortheilhaft bekannten Schriftstellers erfreut sich ferner das

Taschenbuch für Liebe und Freundschaft, herausgegeben von St. Schüze &c.

Dieser geistvolle Herausgeber dürfte sich in eigenen Arbeiten bey seiner glücklichen Anlage zu Heiterkeit und Laune nur zu hüten haben, nicht durch Leichtigkeit der Abfassung und ein Stecken zu niedrer Ziele zum Gewöhnlichen hingerissen zu werden. Seine diesmaligen Beyträge kommen dem Bessern, was er geschrieben, nicht bey. Das sogenannte ländliche Epos ist mit allem Aufwande, vielleicht wegen dieses Aufwandes, ohne inneres fröhliches Leben; es scheint geschrieben, weil es geschrieben werden mußte. In der Erzählung, die liebenden Geschwister, ist die Erfindung ganz gut; da jedoch, wo das Geniale nicht vorherrscht, alles auf den runden Styl ankommt, so beleidigt es, daß dieser immer ungleich, oft matt und zuweilen fehlerhaft ist (z. B. S. 163. mir zittert und bebt). Dabei ist die Gränze des Komischen und Gemeinen nicht aufs Schärfste gewahrt (z. B. Ulrichs Rede, S. 150), und kommen Breiten vor, wie unter andern der ganze Punkt vom grünen und blauen Tuche, S. 144. Ist nun dieses so eins der ganz im Strome der Zeit schwimmenden Schriftchen, so wird ein gleiches Loos Hoffmanns Erzählung, das Fräulein von Scudery, nicht betreffen. Sie ist ein Nachtstück, über dem sich die fromme und sanfte Scudery wie eine Lichtgestalt hervorhebt. Aus dem bedeutsamen historischen Vorgrunde führt uns der Verf. mit Lebendigkeit und steigendem Interesse durch die seltsamen Windungen der Begebenheit, und der künstlerische Werth der Geschichte wie die Schreibart entkräften den Vorwurf, daß (wie z. B. im Signor Formica, den man schwerlich zum zweytenmale lesen wird) zu sehr auf die Spannung der Neugier hingearbeitet sey. Zu rechten wäre dagegen mit dem Vf., daß er seine teuflische Figur Cardillac (S. 92) rein unmenschlich hingestellt, indem er ihn allemal erst nach begangenen Mordthaten Ruhe und Seelenzufriedenheit als beharrlichen Zustand genießen läßt, ein Zustand, zu dem das Phantasma vom bösen Stern und vom Gespenst nicht hinreicht, dem nur die unmittelbarste Einwirkung des Satans (den wir damit übrigens nicht citirt haben wollen) Statthaftigkeit und Wahrheit geben

Konnte. Auch wäre vielleicht die Geschichte noch anziehender geworden, wenn der Bösewicht nicht als wunderbar, sondern als bloßer Ausbund menschlicher Lasterhaftigkeit dastände. — Im Nachtabentheuer vom Grafen von Loeben ist die nicht unbekannte Katastrophe auf eine geistreich dichterische Weise eingekleidet und verschlungen, und die Einleitung, die Gestaltung der Freunde, die Localzeichnung vortrefflich. Die Art jedoch, wie das Erscheinen der Adrienne im Schloß des Sammers herbeigeführt wird, die Art ihres Wahnsinns und daß Estella ohne Noth den Schleyer nimmt, mit einem Worte die Entwicklung, entspricht der vorzüglichen Anlage nicht, und beraubt leider diese Erzählung des Plazes, den sie sonst unter den besten desselben Vf. finden müßte. Auch die Einführung des Raben in das Schloß ist störend, da das gespenstisch Dunkle gerade durch Absenn solcher Sichtbarkeiten verstärkt wird; der Kanarienvogel (S. 277) ist nur ein Ueberfluß der Ausmählung.

So hoch früher eine Arbeit von F. Paun zu stellen war, so tief darunter steht der erborgte Schmuck, bey dem es wohl nicht nöthig seyn wird, das Matthe, Unwahre und um zwei Drittel Ueberflüssige besonders auszulegen. Langbeins Hans Feu entfaltet die Laune von der breiten Seite, L. Brachmann trifft bey der Ballade Bertha der Vorwurf, einen Stoff, den wir in Fouqué's Jugend Karls des Großen so schön behandelt besitzen, nicht einmal zu dem Interesse gebracht zu haben, das Frau v. Weiffenthurns Elifene von Bulgarien einflößt. Um so besser ist der Mücke Sterben (S. 139) und der Berg (S. 266). — Bey den Tändeleien ist theils das Plumpe, theils das Schwerfällige zu wenig vermieden.

Es ist schon mehr bemerkt worden, daß zum Taschenbuch

Penelope, herausgegeben von Theodor Hell zc.

der Zusatz „der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet“ müßig sey. Heuer ließe sich durchführen, daß der schöne Gegenstand des Titeltupfers und noch manches das Gegentheil beyder Zustände anschaulich mache. Das Gedicht zu Sappho's Bild, von Agnes Franz, bietet im Stoff eine der antiken Sage eben so widersprechende Fiction, und im Gedanken unstatthafter Liebe eine eben so moderne Ansicht, wenn gleich weniger widrige Gestalt, als das Stück von Grillparzer. In Form und Sprache hat die Vf. den Ton Schillers auf eine Weise abgetuschet, wie uns seit Christian Schreiber nicht leicht vorgekommen ist, und wie einst der Mahler Denner nicht verfehlte, auf seine Bilder alter Männer und Frauen auch die Härchen und Wärzchen überzutragen, so hat sie u. a. Schillers technischen Fehler, eine beträchtliche Anzahl Verszeilen mit Und anzufangen, zu einer Uebertreibung gesteigert, die man ihr in Hinsicht des Pathos, den manche Nachahmer bis zum Unsinn aufblasen, zum Glück nicht vorwerfen kann.

Unter den prosaischen Beyträgen ist A. Wendt's Mittheilung aus Petrarca's lateinischen Schriften das Beste. Wir lasen irgendwo, es nehme sich das so nicht aus, und habe in irgend eine andre Form geschmolzen werden müssen. Trauriges Zeichen eines verirrten Geschmacks! Als ob diese kräftige Einfachheit und Wahrheit nicht eben den Zauber dieser Darstellungen ausmache, als ob, was Petrarck erfahren und gedacht, nicht in seinen eigenen Worten am Bedeutendsten wäre! Wer Petrarck giebt wie er ist, geht in der Regel sicher.

Eine gründliche Kritik soll sich auch um die Quellen bekümmern; da jedoch die Wenigsten ihre Quelle nennen, so ist das schwer. Frau von Chezy hat schon öfter nach spanischen Mustern gearbeitet, und so haben wir den Ursprung ihrer Erzählung Linda in einem Lustspiel des Calderon, *No siempre lo peor es cierto*, gefunden. Es mag recht seyn, ein schlechtes vielleicht aus einer guten Novelle entstandenes Stück wieder in eine solche aufzulösen, doch bey einem so ächt dramatischen Dichter wie Calderon ist es ein mißliches Unternehmen. Wird es nun gar mit einem auf künstlichen Verwickelungen und Intriguen beruhenden Stücke versucht, so fällt die ganze Composition unter den Händen des Lesers wieder in die dramatische Form auseinander. Die erzählte Intrigue giebt ein Gefühl von Trockenheit, das die Lebendigkeit der Handlung in ihrem regsamen Leben nicht aufkommen läßt, und sind, um jenes zu vermeiden, wie hier von der feinfühlenden Dichterin, Blüthen eingestreut, so empfindet man es doch wieder zu lebhaft, daß sie nicht an ihrer Stelle sind. Die angegebene Comödie ist vielleicht eine der sinnreichsten Calderons, und wir hätten lieber eine ganz freye dramatische Bearbeitung derselben gesehen, jedoch ohne Aenderung der Motive und Charaktere. Wer hier Copie und Original vergleicht, wird finden, wie in jener die Celia mit sich selbst in Widerspruch geräth, weil ihr (gegen Calderon) ein herrschsüchtiger Charakter gegeben worden ist (vgl. S. 290 und 300) und wie das Original für S. 299 v. o. ein besseres Motiv, für S. 309 aber das schöne Motiv von Celia's Freywerbung für Linda bey Diego hinzugeliefert hätte. Sollte aber das Lustspiel in erzählende Form gebracht werden, so mußte es eher nach Art des Romans im aufhaltenden Styl umgeschrieben werden, weil der Leser durch die im verjüngten Maasstabe gehäuften Intriguen so leicht in Verwirrung geräth. — Die Irrwege, von L. Brachmann, sind hübsch geschrieben, was jetzt schon viel heißen will, doch als Kunstwerk entbehren sie des rechten Zusammenhanges, und Paola's Tod ist eben so willkürlich, als Flora's Schleyernehmen unnützlich. — Um das Banner von Gersau ist es schade, daß Lafontaine seine Manier angewandt hat. Prägels Christbescherung könnte bey der nicht übeln Verkettung der Unglücksfälle anziehen, wenn die Schreibart weniger gemein und die Lösung nicht gewaltsam wäre. Edmunds Schicksale von Elisab. Selbig lesen sich fließend, doch ist die Geschichte unanständig. Schwerlich wird ein edles Mädchen, wie Amalie seyn soll, eine leidenschaftliche Verirrung mit solcher Grausamkeit gegen eine Mutter fortsetzen, ihr Brief S. 149 macht sie gar zur verächtlichen Heuchlerin; die Mutter wird S. 168 (vgl. S. 165) doch zur Comödienmutter, und S. 180 wäre manches Unheil vermieden worden, wenn die Senfenträger die Unglückliche wieder zu ihrem Versammlungsort gebracht hätten, von wo sie den Weg zur nahen Wohnung eben so gut zurückfinden konnte, als sie selbigen dahin gewußt hatte. — Der Werth der Erzählung Liddy und Gulhinda muß contestirt werden. Des mährchenhaften Ein- und Ausganges bedurfte es nicht bey einer Geschichte, die nicht aus dem gewöhnlichen Leben schreitet. Nach der glücklichen Errettung Gulhinda's vom Scheiterhaufen ringt die Begebenheit nach einem frohen Ausgange; deshalb ist der Schuß (S. 206) ein Fehlschuß, und da einmal mit der Liddy die bequeme Einrichtung getroffen war, so hätten lieber Alle gesund fortkommen, als ohne die künstlerische Nothwendigkeit sterben sollen. Die Darstellung ist übrigens nicht so beschaffen, um gegen jene inneren Mängel verblenden zu kön-

nen. — Die Wahl, von G. Schilling, keine üble Kleinigkeit, fehlt im gemeinen Ton, den sie der vornehmen Mutter, und in der Unfeinheit, die sie der Tochter (gleich in den ersten vier Seiten) beylegt. Mit dem bisherigen zerfleischenden Styl des Richard Roos haben wir uns noch gar nicht befreunden können, und wollen daher auch hier seines seltsamen, gemeinen und doch affektirten Schriftchens, obgleich es sich ein Dichterspiel nennt (S. 247), nicht gedacht haben.

Der sogenannte Märchen-Schwank von Th. Hell würde eine sehr ernsthafte Wahrheit aussprechen, wenn er überhaupt eine Wahrheit ausspräche. Der Hauptgedanke ist jedoch ein Widersinn, indem geradezu das Wesentliche darin besteht, daß Poesie und Prosa getrennt bleiben müssen, weil Eins das Andere verdirbt. Wie kann gar ein Dichter je die Vernunft, in Gestalt der Prosa, der Poesie, diesem Doppelgestirn von Wahrheit und Vernunft, entgegensetzen? — Der Gedanke, Verirrungen poetischer Bestrebung märchenhaft zu persifliren, ist an sich nicht unglücklich, doch wird vorausgesetzt, daß der Vf. nicht gerade das Eigenste zugleich verkenne. Sollte der Beruf eines Schriftstellers zu jenem Unternehmen gedacht werden, so müßte er ein Dichter seyn, der zu der Auszeichnung poetischer Geburt die Kenntniß der Schönheit aller Gattungen, Epochen und Himmelsstriche der Poesie erworben hätte, und hiernach den Mißbrauch und seine Gränzen bestimmen könnte. Es muß dem Urtheil und Abwägen der Leser überlassen bleiben, in wie weit sie dem persönlichen Beruf des Vf. gegen die von ihm eingeführten Masken Nordens und Südgluth Zutrauen schenken können; doch hätten wir wenigstens vom Zerrbilde Kreuz und Heiligenschein hinweggewünscht; die Gestalt ist so noch immer keine Karikatur, und das Heilige, wäre es auch nur das Raphaelische, muß doch einmal unantastbar seyn. Die Schreibart des Aufsatzes ist zwar nicht selten mit sichtbarer Mühe Hoffmann nachgebildet, doch eben deswegen und aus andern Gründen nicht schön, und auf diese Weise sinkt ganz zurück, was sich als das Bedeutendste in diesem Büchlein anzulassen schien.

Unter den Götterbildern, welche dieses Almanachsjahr heraufführt, geht billig die Sternenmuse voran.

Urania ꝛc.

Dieses Institut erhält dadurch, daß es zum größern Theil Werke liefert, welche die Ehre, nicht den äußern Werth eines Preises gesucht haben, einen eigenthümlichen Charakter, und wenn es auch einerseits den Anschein hat, als würde, da bereits höher anerkannte Poeten sich nicht leicht zum Wettkampf verstehen, noch unentwickelten Talenten ein zu weiter Spielraum geboten, so wird doch zugleich gewissermaßen eine Kunstschule eröffnet, die mancher Naturgabe zur Entwicklung beförderlich seyn kann. In höchstem Betracht mag es ein Mangel seyn, daß ein Privatmann an der Spitze der Unternehmung steht; da sich jedoch bis jetzt keine höhere Anstalt einer solchen unterzogen hat, so ist die Hinweisung auf eine Bahn, die vielleicht demnächst deutsche Regierungen zur Aufmunterung geistiger Kräfte nachtreten, um so verdienstlicher. Als ein Gewinn für die Sache ist zu betrachten, daß der Unternehmer die Urtheile des Preisgerichts ohne Aengstlichkeit bekannt macht. Der Bewerber sieht daraus, ob er den dargelegten Einsichten sein Werk vertrauen kann, das Publikum, ob und wie die Sachen geprüft und erwogen werden. Bey diesem Wie, das eine Bestreitung auf demselben Wege der Deffentlichkeit zuläßt, kommt auf das Wer in der That nur

der Neugier, nicht der Sache wegen etwas an. Die Kritik kann hier, wie überall, nicht anders als ernst und streng seyn, die Menschen, besonders die Poeten, am meisten die angehenden, sind aber so schwach, daß sie auch ihre schwachen Erzeugnisse für Meisterstücke halten, und erkennt sie der Beurtheiler, der sich nennt, nicht dafür an, so ist er der persönlichen Feindschaft einer Anzahl Betheiligter gewiß. Auch der Ton, den er annimmt, das Lob, das er in seinen Tadel mischt, kann ihn nicht schützen, die Selbstberauschung verlangt unbedingtes Bewundern; die Literaturgeschichte des Tages bietet davon (selbst unter alten Männern) sonderbare Beispiele. Der zart empfindende Kritiker wird nun durch das Verkennen seiner reinen Absicht ängstlich und getraut sich nicht mehr, die Sache über die Person zu stellen, der Trotzige hingegen wird zu einer blinden Härte gereizt, die auch das Gute nicht mehr sieht (denn die Kritiker sind auch Menschen), und die Kritik geht so auf jeder Seite entweder in Mattigkeit, oder in Bitterkeit unter. Im gegebenen Falle, bey einer dem Publikum nicht unmittelbar unter die Augen zu bringenden Kunstausstellung, bleibt es den minder glücklichen Mitbewerbern unbenommen, ihre nicht hier gewürdigten Sachen anderswo bekannt zu machen, und damit an ein allgemeines Gericht zu appelliren. Aus diesem Grunde ist aber nicht zu billigen, daß die Urtheile über die nicht angenommenen Gedichte abgedruckt worden sind, denn jene Berufung darf auf keine Weise erschwert werden. Sie mußten in ihrer Schärfe und Strenge ein Geheimniß des Preisgerichts bleiben, und nur den Einsendern auf Verlangen mehr oder minder motivirt mitgetheilt werden. Die völlig verwerfenden kurzen Urtheile würde die Urbanität auch den Einsendern verschwiegen, und das Institut sich wie vorhin mit der Verzeichnung des Eingefandten den Titeln nach begnügt haben, die als Beweisdokument nothwendig ist. Die Zurückhaltung im Ertheilen der Preise ist hingegen um so lobenswerther, als dadurch das Mittelmäßige nicht emporggerufen wird, das jezt ohnehin der Aufmunterung genug, oft gar eine ausschließende Liebe und Pflege findet. Man sieht, daß einsichtige Männer bey dieser Gelegenheit mit kluger Berathung zu Werke gegangen sind, und was für Bestreitung auch ihre Ansichten zulassen mögen, ein gesunder und redlicher Wille liegt am Tage. Eine nicht unwichtige Streitfrage über die poetische Zulässigkeit der Epistel, und im weitern Sinne des Didaktischen, wird sogar angeregt, und wäre zu wünschen, daß tüchtige Kenner dieselbe aufnehmen und ihr Dafürhalten kund machen möchten. In jedem Falle scheint es zweckförderlich, daß bey der neuen Preisbestimmung neue Vorwürfe gewählt worden sind; nur für das Dramatische möchte das angewiesene Feld zu eng seyn. Diese Dichtung kann in den meisten Fällen der Ausdehnung nicht entrathen, und besonders für das Tragische ist die Miniatur nicht zu empfehlen; die Alten wußten wohl, warum ihre Bildhauer die Melpomene kolossal gestalteten. — Dies leitet zunächst zu der hier mitgetheilten dramatischen Dichtung Dehlenschlägers.

Es würde belehrend seyn, zu untersuchen, warum Dehlenschläger bey so viel schönen Anlagen nicht dahin gekommen ist, der deutschen Bühne etwas Großes zu werden. Vielleicht liegt der Hauptgrund darin, daß er, zu sehr seinem Talent vertrauend, nicht die gehörigen ernstlichen Studien, eh' er die schwierigste der poetischen Bahnen betrat, vorgenommen hat; um so mehr, wenn es an jener allseitigen Ausstattung natürlicher Kräfte fehlt, deren der dramatische Dichter vor jedem andern bedarf. Geiterkeit, Gesundheit und Natürlichkeit sind zwar unver-

kennbare Elemente in D., doch scheinen sie zu oft mehr Resultate einer Bemühung als eines stark quellenden Naturborns zu seyn. Shakspeare, Göthe, Schiller sind mit Recht die Vorbilder, die er gewählt, doch mangelt ihm vom Shakspeare jene höhere, alles bewältigende Ironie, welche die Tiefen des Lebens ausschließend mit göttlicher Kraft darüber steht und waltet, vom Göthe die unendliche harmonische Künstlerkraft, die Gediegenheit, die im Kleinsten wie im Größten den Meister sichtbar macht, vom Schiller die glühende Begeisterung, der großartige Pathos, die hinreißende Gewalt der Rede. Daher in D. dicht neben dem Reizenden, poetisch Empfindenen, Lieblichsten oft das ganz Kalte und Gewöhnliche, und indem er auch bald zu sehr ausführt, bald zu flüchtig skizzirt, läßt der Totaleindruck der Stücke unbefriedigt. Daneben fehlt er nicht selten in der individuellen Charakterisirung, so daß der Dichter gegenwärtig zu seyn und sich selbst wohlgefällig zuzuhören scheint, indem er aus seinen Gestalten in Einem Tone fortspricht. Sein bestes, und bey aller äußern Ausdehnung innerlich selbst am meisten dramatisches Werk bleibt unser's Dafürhaltens der *Maduin*, und ein jeder Fortschritt des Dichters wird ein Rückschritt zu diesem Werke seyn müssen.

Es hätte zwar für das vorliegende Gedicht des weiten Vorgrundes nicht bedurft, wäre es nicht um eine allgemeine Andeutung zu thun gewesen, denn der Hirtenknabe hat nur den bescheidenen Titel eines Idylls, doch finden sich auch in diesem kleinen Raume die Vorzüge und Fehler des Dichters wieder. Etwas Großes und Ergreifendes hat der Hauptmoment, das Hereinspringen des todtgeglaubten Knaben, und hierauf muß auch das Glück der Darstellung berechnet seyn; um so ärmer schließt sich dagegen die zur Lösung des Räthfels angewandte Erfindung an. Sie ist eben so unwahrscheinlich und gezwungen, als die Erklärung fast kindisch herauskommt; der Fund irgend eines durch den Sturz unkenntlich gewordenen Kinderleichnams hätte dem Vf. besser dienen mögen, doch gewiß wäre es der Kunst ein größerer Dienst gewesen, wenn er seine Kraft daran gesetzt hätte, die schöne Begebenheit des Bergwerks von *Fahlun* auf eine ihr selbst ähnlichere Weise ins dramatische Leben einzuführen. Verzeichnet ist unter den übrigen gut gehaltenen Charakteren der Schmetterlingsfammer, dessen stetes Pindeuten auf sein Lieblingsfach ihn geistlos, fast lächerlich vor unser Auge stellt, und wovon sowohl der erste verfehlte und affectirte Monolog, als die darauf folgende triviale Scene ein Produkt ist. Etliche Sprachfehler und Härten müssen dem Nichtdeutschen zu Gut kommen, der durch manche vortreffliche Einzelheit entschädigt. Von dem schönen Liede S. 149 wären übrigens in der Natur wohl nur die Anfangsworte nöthig gewesen, um das Erkennen zur Umarmung kommen zu lassen, so wie in der schönen Scene zwischen *Augustin* und *Werner*, worin das prachtvolle Wort vorkommt:

„Des Lebens Thor heißt Grab, der Schlüssel Glaube.“

die Unschuld Wunder nimmt, womit der Vf. etwas Anstößiges sagt, indem er etwas Passendes sagen will:

„Dir ist das Leben stets

Ein neblichter und trauriger Charfreytag,“

denn die darauf folgende treffliche Stelle verbürgt, daß nichts Schlimmes gemeint sey. Die Bilder sind mitunter seltsam, wie S. 127 die *Freudeninsel* der entschwundenen Kindheit als Rücken eines Ungeheuers

des Meers mit Moos bewachsen, oder S. 172 der Muth, der noch Adel in den Trümmern zeigt, wie „der alte Thurm an jener Klippe.“

Ueber die Preisgedichte finden wir es passend, nichts zu sagen; wir ehren die Ansichten des Preisgerichts, das Publikum wird sie ohnehin vergleichen und prüfen, und wäre gegen Einzelnes eine Stimme zu erheben, so ist hier nicht der Ort dazu. Eine verständige Prüfung leuchtet überall hervor, und die Ertheilung eines Preises an die Wunderblume zeugt wenigstens vom besten Willen zu belohnen. In Rosa vom Freiherrn von der Malsburg begegnen wir dem Verf. im Fache der Erzählung zum erstenmal, und dies macht uns den zu sehr im Bunten spielenden, Bild auf Bild häufenden, und zugleich hingerrissenen Ton erklärlich, der jener harmonischen Ruhe widerspricht, womit der Dichter über seinem Werke stehen muß. Zwar mißkennen wir die Künstlergefühl bezeugende Verflechtung und Verschränkung der das Ganze abrundenden Motive nicht, doch trifft unser Tadel die gar zu lyrisch-elegische Stimmung und Darstellung; inzwischen entwickelt sich auch bey Dichtern oft der Wein erst aus dem Moste. — Höchst lieblich ist der glückliche Kdöbler von Helmina von Chezy, und ein Beweis, was die Vf. aus einem Stoffe zu bilden versteht, der in einem so wenig bedeutenden Drama begraben liegt, als wir in der wiederum nicht genannten Quelle, la dicha del Carbonero oder Lorenzo me llamo, von einem bekannten spanischen Dramatiker, Don Juan de Matos Fragofo, entdeckt haben; das wahrhaft Zierliche und Beachtenswerthe darin ist jedoch sinnig benutzt. In dieser Erzählung sind Scherz, Blüthe, Wahrheit und Bild in glücklicher Mischung, und wir wollen an Kleinigkeiten nicht klauen. — Hoffmanns Spielerglück ist unter den diesjährigen Almanachserzählungen des Vf. die vorzüglichste. Das innerste Wesen und Geheimniß der Spielwuth ist darin so wahr und überraschend ausgesprochen, in eine so tief ergreifende und kunstvoll gestaltete Begebenheit eingeschlossen, der Styl so lebendig und von des Vf. eigener Manier so viel freyer, die graufende Ungewißheit (S. 421), wie eigentlich Angela gestorben, so großartig, wie sich nicht oft etwas findet, und die wunderlichen teufelähnlichen Figuren sind wenigstens möglichst gemildert. — Wenn die drey Episteln von Houwald (der Beysatz romantisch war kaum irgendwo unpassender anzubringen) eine seltsame Composition bilden, worin zwey oder drey hübsche Stellen nicht für die weit hergeholte Hinausschraubung eines widerstrebend gemeinen Stoffes schadlos halten, so erfreut es um so mehr, die schönen sieben Sonette desselben geachteten Vf. erheben zu können. Sind sie auch in der Form nicht tafelfrei und besonders durch die männliche Reimung vom eigensten Wesen der süblichen Gestaltung geschieden, ist auch im Allgemeinen der Zusammenhang zum Kranze etwas locker, im Besondern hingegen im 3ten Sonett B. 8. das Bild der Brücke nicht gut, im 4ten das Schlußbild des Rissenstopfens nicht gefällig, so weht doch durch das Ganze ein so tiefes, frommes und reines Gemüth, daß es auch über noch größere Mängel getröstet hätte.

Der Auffag über Shakspeare's Philosophie besonders im Hamlet, von Clodius, ist in so fern bedeutend, als es anziehend ist, die Ansichten eines geistreichen Mannes mehr über Shakspeare und eine seiner tief sinnigsten Dichtungen zu vernehmen, und dadurch immer mehr inne zu werden, daß jener Geist unergründlich, und was er geschaffen, unerschöpflich ist.

Die antiquarische Abhandlung des gelehrten und verdienstvollen Archäologen Böttiger erfreut schon dadurch, daß sich der Vf. in der ihm eigenthümlichen und angemessenen Sphäre bewegt, und es darf dabey der Wunsch nicht verhohlen bleiben, daß sich derselbe diesem Fache ausschließlich zurückgeben und einer Zersplitterung seiner literarischen Thätigkeit entsagen möchte, die ihn nur zu oft in fremde Regionen führt. Es läßt sich nie genug bedauern, wenn ein entschiedenes und schwierig erworbenes Wissen nicht zu dessen Mittheilung in großen und bedeutenden Werken benutzt wird, zu denen aller Ernst und alle Zeit aufgewendet werden sollte. Den Ernst, der dennoch mit Anmuth gepaart seyn kann, möchte man auch dem gegenwärtigen Aufsatz in höherer Maasse, und dagegen neben der allzuhäufigen Einmischung des Modernen, oft nur Personellen, eine gewisse diogenische Schlüpfrigkeit hinweg wünschen, die in einem Büchlein, das Urania heißt, von einer antiquarischen Feder am wenigsten erwartet werden durfte. Die Anführung der schlechtesten Verse aus Uringer, S. 484 f., ist in der Zusammenstellung mit dem, was über sie und den Schriftsteller gesagt wird, wie Satyre.

Dem ersterwähnten Gelehrten begegnen wir gleich wieder an der Hand der

Minerva 2c. f. 1820.

bey Gelegenheit der Kupfererklärungen, doch selten bekräftigt sich wohl das Entfernen von einem durch Neigung und Kenntniß angewiesenen Wirkungskreise auffallender. Der Verf., sich auf Anlaß Shakespears und Schillers an die bewegte literarische Gegenwart hingehend, macht ein Angeschlossenbleiben an die schöne antike Vergangenheit für die Zukunft doppelt wünschenswerth, und wenn dieser Aufsatz wirklich der letzte dieser Art seyn soll, so haben die Freunde des Alterthums gewiß sich und ihrer Belehrung Glück deshalb zu wünschen. Nicht schwer, doch hier zu weiterschichtig würde eine Aufzeichnung von Irrthümern und Widersprüchen seyn, in welche der Vf. durch ein System kein System zu haben verfallen mußte, so daß selbst das Richtige und Feine untergeht oder wirkungslos bleibt. Es genüge ein so heterogenes Personal als das folgende, dem nach der Reihe Lob gespendet wird, auszuheben, um ein Erreichen allseitiger Befriedigung, wo nicht allseitigen Gefallens, als eine literarische Unmöglichkeit darzustellen: Shakespeare, Schiller, Münter, Apel, Göthe, Gerstenberg, Bouterwek, Wieland, Lucian Bonaparte, Dannecker, Ramberg, Kugelgen, Seckendorf, Raphael, Tischbein, Benzel-Sternau, Müllner, Raupach, Mellish, Clair, Talma, Madam Schröder, A. W. Schlegel, Collin, Millin, Genelli, Wiener Modenjournal, Klingemann, Zimmermann in den Originalien, die Originalien selbst, Peucer, Robert, Whateley, Stevens, Herder, Tieck, Garrick, New Monthly Magazine, Füßly, Madam Bethmann, Blümner, Madam Siddons, Einsiedel, Pozzi, Carlief Merkel, Holbein, Blumenhagen. Kommt hingegen ein Tadel vor, so fehlt es an der rechten Gründlichkeit, welche in der Nennung des Namens besteht. Wer z. B. kann S. XV gemeint seyn, wenn es heißt: „Im Gegensatz von so manchem neuern Bastard unserer tragischen Bühnenerzeugung, wo hohltonende Phrasen mit ungesundem Aufgebunsenheit die erbärmlichste Blöße bedecken,“ — da, was Müllner betrifft, der Verf. eben hier viel feurige Kohlen auf dessen Haupt sammelt, ja ihn S. XXII anticipirend rühmt, Grillparzer und Schreyvogel aber schon in andern Blättern ihr gebührendes Lob erhalten haben? Ein Anderes ist es, wo der

Gescholtene nicht mehr lebt, wie z. B. Wegel, S. XXI a. G. und Schiller, übrigens nicht mit Unrecht, über seine Uebersetzungsweise bey Macbeth und Turandot. Zuweilen scheint sich etwas aufzuheben, wie der in der zweyten Note zu S. LXI ausgedrückte Wunsch nach Tieck's Uebersetzung des Macbeth durch das Warnen vor Einführung eines neuen Textes bey unsern Bühnen auf der folgenden Seite.

Das Vorzüglichste liefert diesmal Caroline Pichler in der nach einer neapolitanischen Sage geschriebenen Erzählung, die fast neben dem vortrefflichen schwarzen Frix stehen kann, dem Besten, was die Vf. in der erzählenden Gattung geleistet hat. Diese Reinheit und Sicherheit der Behandlung, die edle Festigkeit des Styls und dessen sanftes stets ungezwungenes Fortbewegen erheben kunstvoll kunstlos die schauerliche Geschichte zu jener fast objektiven Wahrheit, die keinen Zweifel zuzulassen scheint, und für den Genuß poetischer Erzeugnisse unerlässlich ist. Eben deshalb sey ein Zweifel gegen die Verknüpfung selbst berührt. Ist es nicht zu hart, wenn Geronimo, nur durch Convenienz in unmündigem Alter an Vittoria gebunden, S. 181 ein bübischer Verächter aller Treue genannt wird, da wo er nicht geliebt, vielmehr das Gegentheil nicht verhehlt hatte? und hätte die würdige Vf. nicht Vittoria's Wiedererscheinen, das auf Seiten des irrenden Geistes nur, wenn man ihre, Liebe erzwingen wollende, Leidenschaftlichkeit als einen Frevel ansieht, der die Störung der Grabesruhe entschuldigt und warnend macht, gegen den Verfolgten aber nur als den Frevler schon hier ereilende Bestrafung, in göttlichen und menschlichen Dingen zu rechtfertigen ist, tiefer und richtiger anknüpfen und begründen sollen? — Bey der schönen und gehaltenen Schreibart ist nur S. 215 die Wiederholung: „So störte nichts den heimlichen Liebeshandel, dem Geheimniß und Gefahr auf beiden Seiten neuen Reiz verliehen,“ anstößig, und die Construction: „Es kam ihm Manches unheimlich an und um seiner Braut vor,“ fehlerhaft.

Noch erheblichere Zweifel gestattet Frau v. Fouqué's Erzählung der Gasthof, darin etwa zusammenzufassen, daß die Verkleidung zum Galanteriehändler, der Proceß und das Feuer sehr willkürlich herbeigeführt sind, und die ehebrecherische Liebe des Schweden und der Anna, kaum bestraft genug durch den Tod des Kindes, nicht verdient hätte, bey einer Tripelhochzeit gekrönt zu werden, zumal sie bey den schauderhaften Geständnissen und Lebensansichten des Barons (S. 44) nicht viel Ersprießliches verspricht. Die Darstellung hat Lebendigkeit, doch scheint diese oft durch Eingehen in zu Kleinliches (wie S. 20 das Messen der Rockweite vor dem Spiegel) erzwungen; in Styl und Sprache finden sich manche kleine Unrichtigkeiten.

Ein seltsamer Unsinn starrt uns dagegen in W. Blumehagens sogenanntem Lebensgemälde an, und doch läßt sich aus einigen flüchtigen Momenten die Hoffnung folgern, daß der Vf., wenn er die Gattung Originalität, die er zu suchen scheint, vor allen Dingen aufgibt, sich nach Ruhe und Studium der Muster zum Guten hinanschreiben könne.

Kähler's In welchem Alter steht jetzt die Menschheit? ist eigen genug zu lesen. Den Philosophen eher als den Leserinnen (S. 294) muß es aufbehalten bleiben, die Ansicht, wenn sie sie wichtig und neu genug finden, zu bekämpfen oder zu befestigen, uns hat, wo nicht der Standpunkt richtig, doch die Durchführung genial geschienen; nur gegen Manches im Ausdruck, wie „der Steckfuß des jüngsten Ta-

ges," die vermehrte Bevölkerung als „Läusesucht der sterbenden Bettlerin," „das Bürsten und Flicken der alten Garderobe" (S. 282—284) möchte der Geschmack protestiren. Daß das jezige Jahrhundert nach S. 315 was vor 1800 liegt für so thöricht und gottlos ansehen soll, als wäre 1799 das letzte Jahr vor der Sündfluth gewesen, und wir nach S. 318 augenscheinlich eher von Wuth nach dem Alten als nach dem Neuen besessen seyen, ist ein Widerspruch; die Hinspielungen in die Poesie sind nicht immer glücklich, der Gegensatz von Naiv und Sentimental ist minder neu als wahr, das Lob der „Götter Griechenlands" (S. 301) mit dem Zusatz „so christlich oder frengeistlich man seyn möge" fällt eben im Munde des Vf. unangenehm auf; die Ansicht vom Trauerspiel auf derselben Seite halten wir aus hier nicht auseinander zu setzenden Gründen für falsch. — Minder verwunderlich, doch Herz und Gemüth inniger und allgemeiner ansprechend dürften jedenfalls die schönen Blätter aus Jacobi's Nachlaß seyn, und die Bezeichnung der Entstehungszeit bey vielen dieser Fragmente fordert allerdings unser Nachdenken und unsern Dank. Möchten doch z. B. Fragm. 1. der S. 352 und das Schlußfragment S. 368 nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt werden!

Unter dem Poetischen ist Fouqué's Beytrag, ohne sehr gut zu seyn, der beste. Die Erfindung, woburch der wahre Dichterberuf in verschiedene Prüfungen geführt wird, ist schön, die Gesinnung edel und erhebend, die Sprache aber bald zu gesucht, bald zu ungesucht (z. B. S. 260 „wir sind mal bey der Wäsche"), die Versification zuweilen gar Feine (z. B. S. 253. Vers 3—8). Die Schlußanwendung, wie der Fridolin unverdient verschollen, so ergehe es manchem wahren Dichter, Könnte die ganze Erzählung zu einem leeren Traume machen, wäre sie nicht eine schöne Bekräftigung, wie der Sänger seine Seligkeit in sich trägt; doch hätte noch angedeutet werden mögen, daß der wahre Dichterruhm meist erst ein Nachruhm wird, wenn nicht besondere Unglücksfälle, wie es wohl mit „des Alcäus Klängen und den Liedern der Barden, welche Karol noch vernommen," der Fall gewesen ist, es vereiteln. Und dennoch fehlt ja auch diesen nicht der Nachruhm, eben da man sie nennt, und für Fridolins Unsterblichkeit hat der Verf. selbst durch das schöne Lied: „Fahre hin, mein schönes Leben" (S. 268), so wie durch die vortrefflichen letzten Verse gesorgt.

Der sehr profaische Hilkar scheint mehr für die Langeweile geschrieben, die Schlacht bey Bronsport ist ein Muster, wie man die alte Sage nicht behandeln soll, die Gedichte von Th. v. Artner würden wir nicht nennen, wenn wir nicht auf die hier noch verunglücktere Behandlung der von Schwab besungenen Sage von der Gründung von Marseille aufmerksam machen, desgleichen irgend einen Dichter zu besserer Verarbeitung des schönen Stoffes S. 385 ermuntern möchten. Daß die Vf. wegen ihrer rheumatischen Leiden zu sterben wünscht, wäre verzeihlich, daß sie sich aber bey dieser Gelegenheit zur Atomistenphilosophie bekennt und in den Elementen untergehn will, scheint es weniger; ein Dichtergemüth besteht wahrlich in höheren Ansichten von Gott und Welt, als darin, auf einem gefrorenen Fenster allerlei Zierliches zu finden. — Der Graf von Sermage hat sich eine verfehlte Arbeit gemacht, der Stoff hätte ihm Besseres an Hand geben können (s. Almanach des Dames, 1820). Sonderbar scheint er die französische Stadt Agen auszusprechen, indem er sie bald auf geh'n, bald auf Garenne reimt; nicht übel ist jedoch der Abschied S. 477. — Unter den Denf-

Sprüchen von Langbein finden wir am Besten, was sich auf Uneinigleit, Zank und die Krittler bezieht; das Schlußfragment der S. 485 dürfte doch wohl nicht an der Zeit seyn.

Die dritte Stelle nehme nun die

Uglaja zc. f. 1820

ein. Erlaubten wir uns bey andern Taschenbüchern kaum von den Kupfern zu reden, so ist es hier Pflicht damit anzufangen; gewiß wird auch das Taschenbuch im kunstliebenden Wien in der Regel der Kupfer wegen gekauft. Hätte Herr John eine andre Manier, als die selbst in dieser Schönheit matte punktirte, so müßte das Lob noch unbedingter werden; die Zeichner scheinen vorzüglich zu seyn, die Gegenstände sind schön gewählt und machen die Schätze der Wiener Privatbesitzer auf eine belehrende Weise berühmt.

In literarischer Beziehung pflegen die östreichischen Unternehmungen einen Localanstrich zu haben, der ihnen eine eigene Art von Interesse giebt. Das Außere pflegt zierlich, ja glänzend zu seyn; der schöne Druck, das saubere Papier scheinen sich dorthin geflüchtet zu haben, und machen die Erzeugnisse eines großen und reichen Kaiserstaats würdig. Daneben besteht im Innern eine gewisse Vorherrschaft der einheimischen Schriftsteller, und so wie die Destreicher schön genug entflammt sind, um auch das geistig Große gern bey sich geboren, vielleicht, wenn es möglich wäre, auf sich beschränkt zu sehen, so wenden sie durch eine wechselseitige eifrig patriotische Beyhülfe ihre Kräfte mit Freuden auf, um ihre Geister auch bey dem Auslande in das möglichst hellste Licht und Ansehen zu setzen, wo denn dieses mit mehr oder weniger Glück errungen wird, sich erhält, oder wieder versinkt. Die Uglaja vereinigt zum Theil, was jetzt die kaiserliche Residenzstadt selbst von besonders beliebten und bekannt gewordenen schönen Geistern in sich faßt, und indem dieses auf der einen Seite das Bild einer heitern Harmonie giebt, fällt auf der andern eine Erscheinung so sehr auf, daß wir glauben, sie vor allen Dingen erwähnen zu müssen. Zwey zu Wien lebende Dichter haben nämlich ihre in Italien empfundenen Eindrücke in Verse gebracht, und indem der Eine durch seine Gemüthsrichtung zu christkatholischen und zum Glaubensmysticismus neigenden Ergüssen begeistert worden ist, hat sich der Andere aufgeregt gefunden, sein Bedauern über die versunkene alte Römerzeit und über das Verdrängen oder Umwandeln der Trümmer durch christliche Bildnerey und Symbolik aufs lebhafteste zu bezeigen. Wir gestehen gern, daß wir schon dem Sinne nach dem Erstern den Vorzug geben, und wenn das Wiederbeleben einer todten Welt durch das, was dem Herzen und der innersten Beschauung am nächsten liegt, dieser Welt einen neuen Werth, und durch die auf die Herrschaft der Körper- und Geistesstärke gefolgte Oberherrlichkeit der Glaubenskraft einen neuen großen Charakter giebt, so läßt uns eine kalte Bewunderung eines uns dennoch nie in allen seinen Tiefen und Wegen bekannt werdenden Lebens, und das Jammern um ein historisch unwiederbringliches und in alle Zukunft rein unmögliches Daseyn gleichfalls völlig kühl, des Herzeleids nicht zu gedenken, das gerade einem rein historischen Sinne durch die mittelbare Kränkung der herrlichsten aller weltgeschichtlichen Erscheinungen, der Offenbarung des Christenthums nämlich, zugesügt werden muß. Können wir nun den Werner'schen, von Feuergluth durchströmten, durch den Hintergrund eines schuldbewußten Gemüthes zwar getrübt, doch durch

die Aussicht auf Veröhnung wieder gehobenen Erinnerungen unsre Liebe nicht versagen, obgleich manche Anwendung zu gesucht, manche Stelle zu dunkel, mancher Ausdruck zu wenig anmüthig ist, so bedauern wir, zumal in Bezug auf das letzte Gedicht dieses Taschenbuches, den Ausspruch thun zu müssen, daß, so wie wir in Grillparzer nie einen phantasievollen Dichter gesehen haben, (da die Ueberspannungen der neben Carol. Pichlers schwarzem Frig aus der Schuld und dergleichen Spuk entstandenen Wihlrau nur von krankhaftem Ueberreiz zeugten), er sich hier auch als einen gemüthlosen Dichter darstelle. Denn wie man sich vor der Schönheit der innigsten Vereinigung zwey so großer Erscheinungen, als das Colosseum und das Kreuz sind, vor diesen Thronen der Hoheit Gottes über der irdischen verschließen und so singen kann, wie S. 307 und 308, ist uns für einen Dichter überhaupt ein Räthsel. Man führe nicht die mehrberührten „Götter Griechenlands“ an, denn dieses Gedicht, das sich in einer völlig dithyrambischen Stimmung aus bloßer Geistesanschauung während einer Zeit innern Kampfes der großen Seele Schillers entrang, würde er, wir wollten alles dafür einsetzen, nie zu Rom, auf dieser wunderbaren Bühne, so wenig als in der Zeit seiner gewonnenen Sicherheit und Klarheit geschrieben haben. Was überdem Schillers Gedicht an Gluth und Kraft auszeichnet, besigt das Grillparzersche an kühlem unwohlthätigen Hohn, und was die gewaltige Sprache, die zauberische Südtinte und Melodie Schillers vergessen machen könnte, vermögen solche Verse nicht zu überdecken, denen man ein ganz geruhiges auch mühsames Zusammensammeln ansieht, und die dennoch kaum die leisesten Schwierigkeiten der Sprache, des Rhythmus und des Reimes zu überwinden gewußt haben. Man bedenke nur die Reime grüßt — ist, ließ — gewiß, Kleid — gebeut, Kolos — groß, Dden statt Ddem, die unangenehmen Gleichlaute Schmach euch gleich und des Schweigens Sclaven = Stempel, und halte sich dann, wenn man will, an der falschen Blendung des Wortspiels

„Rom hat nur noch Ciceronen,
Aber keinen Cicero“

schadlos, ohne sich jedoch den in der Rede zwar gewandten, im Charakter aber nicht als vorzüglich stark gepriesenen Cicero genauer zu überlegen. Gedichte, wie dieses, könnten fast auf den Gedanken einer Preßbeschränkung zum Besten der Schriftsteller bringen, denn wie zur Ehre des Vaterlandes zu glauben ist, daß ihm das Gedicht nirgends schaden könne, so ist vom Vf. zu erwarten, daß er einst wünschen werde, es sey nicht gedruckt worden. Noch verarge man es nicht, wenn wir in das begeisterte Lob dieses Dichters nicht einstimmen, weder in das, welches der Baron von Zedlig S. 290 ihm darbringt, noch in das, welches er in dem (übrigens ein schönes Bild vom Wasserfall enthaltenden) Abschied von Gastein, letzte Strophe, S. 215, und in Kennst du das Land, letzte Strophe S. 287, sich selbst spendet. Statt des letztern hätten wir eher ein Lob- und Danklied auf Madam Schröder als Sappho erwartet, bekennen aber auch, daß wir Phantasie und Kunst für etwas Anderes ansehen, als für die sinnverwirrte Schwester der Wahrheit (Wirklichkeit) und des Lebens, oder für einen wilden Dämon, oder für einen beygegebenen Büttel, wie sie als das alles der Apolog S. 278 bezeichnet. Einen weichern und bessern Klang hat das kurze Lieb an die vorausgegangenen Lieben S. 270.

Von sonstigen Gedichten sind rühmlichwerth, in der ersten Sattung: die schönen Empfindungen Fr. Kuhns über Lord Byrons trübselige Weltansicht (S. 295), der Abendstern und des Armen Vaterhaus (wohl durch Gochhausens Vaterhaus veranlaßt) vom Grafen Mailath, an die Sterne und Preis der Geliebten, von Bernard, und das Sonett Im Frühling von Carol. Pichler, im Halbernstern als Uebergang: Th. Hell's artiges Lied Noch Doch (S. 144), im leichtern Tone hingegen: Fr. Rind's Gärtner und Frühlingschein und Majolica und das Ständchen von Al. Zeitelles. Die Ballade S. 189 wäre in Uebersetzung oder Abdruck aus der Coloczaer Handschrift leicht willkommener gewesen, als in einer nach Bürgers Entführung zugeschnittenen Umarbeitung. Carol. Pichler's Uebersetzung des Lebewohl von Lord Byron lieft sich im Ganzen angenehm, doch hätte die Vf. bey der größeren Leichtigkeit, welche ihr das erwählte gedehntere Metrum gestattete, noch manchen Gedanken der Urschrift treuer wiedergeben, und auf den Reim mehr Sorgfalt wenden können, als in Strophe 3, 4, 9, 12, 13 und 14.

Die dramatische Arbeit von West (S. 85) halten wir für unstatthaft und glauben nicht, daß Zwitterwesen, die weder Menschen noch Engel, und sogar so wenig sie selbst, ihre eigenen Individuen, sind, daß Cäsar auf einmal zum Attila wird, dabey aber so verworren ins Blaue reden, irgend eine menschliche Gemüthsstimmung anzuregen im Stande seyen. Zuweilen kam uns die Sache wie ein Exercitium vor, das bestimmt sey, des Vf. Belesenheit in der römischen Geschichte an den Tag zu bringen. Den großen Stoff des Attila selbst wünschen wir nicht zum zweytenmal auf eine willkürlich erdachte Mystik gebaut zu sehen, bios historisch und menschlich würde er uns Menschen, wie wir einmal sind, immer am nächsten treten.

Unter den Beiträgen in Prosa geben wir der Erzählung Glück in Leiden, von Josephine von Perin, den Vorzug. Einige leise Unwahrscheinlichkeit des Details abgerechnet, wird man die sanfte menschliche Schwärmerey der Everilda nicht leicht ohne Theilnahme verfolgen können. Der Theodor ist vielleicht zu krank gehalten, doch die Ereignisse haben ihren Grund in unserm Herzen und in der ewigen Lebenshoffnung, die insgeheim noch jede Brust erfüllt. Auch im Styl ist Natur und Würde. — Die Erzählung von Caroline Pichler gehört nicht zu dem Bessern, was die Schriftstellerin in dieser Art geleistet hat. Das eingemischte Strenghistorische stört hier mehr als es erfreut; es bleibt als solches dem Leser doch fremd und minder bedeutend, und zerschmilzt poetisch nicht gehörig mit der Liebesgeschichte, welcher es obenein an der innern Nothwendigkeit des Tragischen und der Katastrophe fehlt. Dagegen behauptet der Styl auch hier eine edle Haltung, und die eingestreuten Lieder haben, wenn gleich einen modernen, doch einen zartbeweglichen Ton. — Graf Roger, von Jos. Baron von Jedlig, zeigt ein noch in der Gährung begriffenes Talent; Poesie ist darin, und gewiß läßt sich etwas erwarten, wenn das Ringen nach dem Ungemeinen, Ueberschwenglichen, zur Natur zurückgekehrt seyn wird.

Neht das Gegentheil des eben berührten Ringens spricht ein Taschenbuch aus, das sich

Bergifmeinnicht u. von Claren,

nennt. Die Erscheinung, daß der genannte Vf. zu den Lieblingsautoren des deutschen Publikums gehört, ist eine der bedeutendern unsrer Literatur, und in so fern diese ganz eigen zur Zeit zu rechnen ist, unsrer Zeit. Fragen wir jedoch umher, so sehen die Gelehrten mit geringer Schätzung auf unsern Schriftsteller herab, die Feinen und Belesenen der gebildeten Stände legen seine Werkchen als unter ihrer Würde weit von sich weg. Dennoch eifern die Verleger um den Besitz seiner Manuscripte, und während manches schöne und mühsam gebildete Werk, geeignet Jahrhunderte zu überleben, mit Mühe unterkommt, finden sich Zeitblättler beglückt, Clarens schon vorhandene Ephemeriden noch einmal abdrucken zu dürfen, um nur seinen Namen unter den Arbeitern zu zählen. Es müssen also die Leih- und Lesbibliotheken seyn, deren Begier den merkantilischen Werth dieser Produkte so erhöht, und da jene ihren Nahrungsquell vornehmlich vom Geschlecht der Bedienten und Kammermädchen, und was mit ihnen auf gleicher Stufe der Geistescultur steht, ableiten, so hätten wir einen Dichter, der seinen hohen Ruhm vorzugsweise dieser achtbaren Menschengattung verdankte, und diese muß die durch Deutschland verbreitetste seyn. Ohne Talent läßt sich auch dieses Glück nicht erringen; Cramer und Spieß erfreuten sich einst einer solchen Popularität und hatten Talent; Claren ersetzt sie zum Theil und besitzt solches ebenfalls. Es besteht dieses letztere besonders in einer leichten sinnlichen Auffassung und mühelosen Darstellung der äußeren Dinge, in einem Anflug gutartiger Munterkeit und ganz vor Allem in der Formation einer Art Naturkindes. Dieses Naturkind, in der Mimili am Unmittelbarsten und Frischesten gezeichnet, kehrt nun gewöhnlich unter allerlei Gestalten wieder, und wird dadurch pikant, daß es in Contrast mit irgend einem, im Treiben der Sinnlichkeit nur zu erfahrenen, doch nicht böswilligen Weltbürger kommt, der sich mit ihr in das Ehebett hineintändelt. Hilft aber noch, wie hier, eine schmutzige Ausstattung, die kleine Form, hübsches Papier, zierlicher Druck und Bildchen, so versteigt sich das Werklein gar in jene höhern Regionen, wo eine französischende Schwächlichkeit des Geschmacks, eine gewisse Verbuhltheit der ästhetischen Gesinnung leider noch allzusehr zu Hause ist. Da werden denn das Sinnliche, das Aufgreifen der menschlichen Natur und des Lebens von der allgerwöhnlichsten Seite, das Handgreifliche der Gefühle, die Gedanken, welche die innern Anschauungen nur an der äußersten Oberfläche streifen, ja, es muß herausgesagt werden, das Platte und Gemeine des Ausdrucks selbst zu Tugenden; man liest das ja so leicht hin, man wird so angenehm erregt und gekitzelt, am Ende steht man doch noch über dem Autor und hatte so ganz nicht nöthig gehabt, die Seelen- und Gemüthskräfte in einem ungeheuerlichen Kampfe abzunutzen.

Im vorliegenden Werklein hat unser Verf. den meisten Aufwand bei der Erzählung Des Lebens Höchstes ist die Liebe gemacht; denn auch abgesehen davon, daß sie über die Hälfte des Buches einnimmt, ist der Titel erhaben und das Ende tragisch, wiewohl im Uebrigen alles possierlich geschrieben. Wir nehmen keinen Anstand, diese Arbeit zugleich für die mislungenste zu erklären. Die Heldin finden wir sofort in der besten Stimmung, Vater und Oheim, die sich im Karikaterton mit einander unterreden, zu hintergehen. Das unschuldige Kind weiß (S. 15), daß ein Hofrath, der sie heirathen will, nur in den Kleidern hängt, ein Pflaster am Halse und dürre kaltschweißige Hände hat, dagegen meint sie (S. 16), ein junger Fremder, der ihr gefällt, habe in den ostfriesischen Zuchtstieren und oldenbur-

ger Fersen ihres Vaters einen Vorwand finden können, sie zu besuchen; am Morgen nach einer durchtanzten Nacht begiebt sie sich in den Garten in eine Laube, und überläßt sich dem Schlaf, nicht bevor sie Bänder und Schnüre geldst, und ihres Busens entfesselten Liebreiz mit einem leichten Florshawl verhüllt (?) hat. Der Oheim reitet auf seiner dicken Isabella auf Kundschaft nach dem angehenden Liebhaber des Nichtchens und erfährt, daß er ein Spieler, ein Schauspieler, oder ein Prinz seyn müsse, bei welcher Gelegenheit die Schauspieler (S. 19) ein verbindliches Compliment erhalten; bey der Rückkehr prallt die Isabella links, weil sie einen lustigen Braunen sieht und fängt an zu quiten und zu bocken. Tina chen aber hätte eben so quiten und springen mögen (S. 24), denn der braune Renner hatte den Fremden getragen, und dieser ihr einen Kuß in die Laube zugeworfen und leise gesagt: gute Nacht, du Engel. Der Ohsenentzückte Klapperdürre Hofrath, dessen Atmosphäre mit allerhand Salben und Pflastergerüchen geschwängert war, der aber einen goldnen Schlüssel, noch dazu hinten auf dem wenigst edeln Theile seines Leibes, trägt (S. 26—28) und es vor den Ohren hat, weil hinter denselben eine spanische Fliege, einen Thaler groß, liegt, dem alles Gefalzene und Geräucherte und alles Fette, wegen seiner Fränklichen Umstände, verboten war, verursacht doch, weil er nicht recht trinkt, daß das arme Mädchen vor Angst wie in Weinschrauben sitzt (S. 31). Nachts geht sie wieder in den Garten und weiß mit sich und ihrer hangen Sehnsucht nach dem Höchsten was die Liebe heut nicht wohin? sie hört ein Pferd von Weitem bruhsten, ein ruckweises Krauschen in den Bäumen (S. 34, 35), sie sieht auch was, er ist's! sie ziert sich etwas bey seinen deutlichen Liebeserklärungen (S. 39 ff.), bis er wegläuft, weil der Vater den Hofrath, die satanische Bestie, qui pro quoweise mit der Heßpeitsche prügelt (S. 41). Der Hofrath hatte es inzwischen vollkommen verdient, hatte ihm doch sein Bedienter, während das Stubenmädchen in der Kammer mit dem Bettenmachen beschäftigt gewesen war, beim Auskleiden erzählt, Lieschen sei im Garten, und war er dem Lieschen, weil ihn die vielen Sorten des Landraths erschrecklich neugierig gemacht hatten, im langen Schlafrocke nachgestiegen (S. 42). Tina recapitulirt im Bette (S. 46), daß der Fremde sie sein heilig gel — ja, sein heilig geliebtes Mädchen — genannt, sie wegen des verwünschten Spektakels hinter der Kirschenhecke in aller Eile umfaßt — gef — nein — geküßt eigentlich nicht hatte, doch legt sie lächelnd das Händchen auf die Stelle, wo sie den Saum seiner Rippen an ihrer Wange gefühlt und schläft halb ein. Wegen des Namens denkt sie an die Engel mit und ohne Namen und meint Einer von letztern müsse er seyn. Papa Landrath verspricht dem Geprügelten schnell sein Kind und legt sich recht zufrieden in sein Bethlehem, wie er witziger Weise sein Schlafkabinet nannte (S. 48). Das Moralisiren des Onkels, seine Kenntniß von den Folterinstrumenten, seine Belesenheit in der Nomenclatur der Engel, muß man (bis S. 57) selbst nachschlagen, wir fürchten eben so sehr etwas hieran zu verderben, als an Tina's erstem Liebeschmerz (bis S. 60), wo alle Fäden meißeldräthig und drei Bücher der besten Schriftsteller dem schuldlosen Engelskind alles Wasser, fabe,

breit, flach, unerträglich sind. Der Steckbrief ist ein Muster processualischer Genüchtigkeit, man hat sogar die 32 wohlgeformten Zähne des Delinquenten gezählt (S. 66), Lippen und Augen brennen Linsen, der Mund wird ihr trocken (S. 67), sogar das Leberstippchen auf der Hand hat ihr Geliebter (S. 68), und doch steht das Grübchen im Sinn, der schöne blaue Bart u. nicht darin. Auf einmal steht der schöne Jäger vor ihr, wird verjagt, verfolgt, und rettet sich zum Glück, weil Herrn Staubig's Madalinsky, dem der Reiter beide kalte Eisen in den Leib gerannt, stößisch wurde, und hinten und vorne zwei, dreimal gebockt hatte, daß Herr Staubig plauß quer über dem Weg lag (S. 72). Tina hat eine Nadel und einen Ring vom Geliebten, der Onkel (Vetter Gottlieb) will sich gleich zu Pirschpulver können lassen und einen Mühlstein von zehntausend Pfund sammt seiner eisernen Welle verschlingen, wenn die beiden Dinger nicht ächt sind (S. 76, 77). Seit Linsen liebt, steht ein Füschen von Pferd, das sie hat, Musje Ulysses, im Stalle, daß es möchte auf allen vier Beinen misanthropisch werden, reißt sogar die ganze Kränze herab und richtet andern Unfug an, deswegen reitet sie auf Vetter Gottlieb's Rath mit Herrn Staubig nach Bucherode, zum Bedauern des Pf., daß keiner seiner frommen Leser den Spazierritt mitmache. — Doch der Raum dieser Blätter gestattet nicht, die weitläufige Geschichte in dieser Weise durchzuführen, scharfsinnige Leser verfolgen dieselbe vielleicht zu ihrem Ergötzen auf dem angedeuteten Wege, wobei sie die Einschlebung der Rosa ja gehörig würdigen müssen, und die Kraftsprache der Bäuerin, bei der einmal die ganze Moral brettstreck herausgekommen ist (S. 92), nicht aus der Acht lassen dürfen. Der Leser mag sich einen lebendigen Begriff machen, wie sich da (S. 95) eine überirdische Siebe ausnimmt, und sich nicht zu sehr wundern, daß der Prinz hier (denn kein Andreer ist doch der von beiden Mädchen geliebte Unbekannte) vor lauter Keuschheit und Zugsamkeit unverjagt zerfließt, während er anderswo einen neuen Liebeshandel anspinnt, der denn in der Stadt bey einer abscheulichen, grenadiermäßig fluchenden Tante (vergl. S. 115) fortgesetzt wird. Die Schicklichkeit kommt dabei bitter ins Gedränge, doch Tina liegt ja auch, von den leichtfertigen Morgenträumen umfassen, im warmen Bettchen (S. 149), im lauschigen Bettchen (S. 150), und nachher schnäbelt sie süß unter den Pfirsang (S. 158). Der plötzliche Krieg, der dem Prinzen bequem ähnliche Spießbube Seraphino, Rosa als Uhlán, sterbend doch sehr schwachhaft, sich ohne viel Umstände Gottes Sohn gleichstellend (S. 188, 190, 194), auch mancherlei historische Kenntniß beweisend (S. 192), der verwundete Prinz, Tod, Blut und Jammer könnten ganz traurig machen, wenn nicht das Lächerliche im Styl und in den Begebenheiten das Gleichgewicht erhielt. Die botanische Gelehrsamkeit, die anderweite Heirath des Prinzen, die ekelhafte Anzeige derselben durch den noch ekelhafteren Hofrath, der komische Einfall Tina's, die Zeitungen seien nichts als Nachdruck (S. 205), der erbärmlich abgefaßte Scheidebrief des elenden Prinzen (S. 207), der sich noch fürchtet, seine Frau werde ihn vor lauter Liebe ersticken (S. 214), die Vernünftleien der todsiechen Tina (S. 218), die verspäteten Bekenntnisse der Prinzessin (S. 224), die ihren Gemahl in ein noch schlechteres Licht stellen, der Entschluß des Prinzen, seine Frau lieb zu haben, wie er das Tina's Schatten schwört, die Frau nun auf den Händen trägt, sie ihn mit einem bedeutungsvollen Apfelsinenbäumchen beschenkt und die

liebholden Kinder Rosa und Albert heißen, — man muß das lesen, um zu lernen, wie man Beifall erntet. Wir bergen nicht, daß wir gerade unter dem Anschein der Natürlichkeit durch das ganze Gewebe die baarste Unnatur der Gefühle, der Ereignisse und des Betragens gefunden haben (vergl. z. B. S. 139, 143), und erlauben uns nur noch als Nachtrag den Auszug eines kleinen Glossars der Ausdrücke, welche den beliebten Styl würzen: „Kuchen, die Excellenz bei Boucher, kleine Karuntje, Brüseln, Klucken, lispeln, sich verkrümmeln, vor dem Tod nicht ausstehn können, da haben wir den Salat, o schwere Kalbäunen, Flausche, lustiger Pfiff mit der Gerte, mit der Thür in das Häuschen fallen, das sollte der Weg in das Hdzchen seyn, Aeschern und Treiben, gepritscht, benebelt, Qualsterhüsten, berechneter Calcul, Kehrt machen, stellte sich neben ihr, dotterfarbiger Niecher, Beaugapfelung, Schwefelaugen, dummes Streichelchen, hochfürstliches Bälämmchen, brühheiß, brühwarm, zärtlich fletschend, Scharmantissimo, Dreyer, Wind bekommen, ineinander fallen, aus den Zähnen rücken, wie viel hier die Glöcklein geschlagen, der Oberste oder was der Seehund war, der Himmelsappermenter, ein rechter Desushieb, sogenannte Schicklichkeit, Bestialität unsers Männergeschlechts, mit erzwingener Altstimme, edler dann ich, als träte ein Dämon vor ihr, rief schluchzend sie, rauschguldiger Aufruhr, rascher Kreuzhieb, auf den Hals laden, Meer von widrig gährender Säure, schlackenrein.“ Wie französisch sind in der Lebensart S. 224: „gegen dich, deine Tugenden, deine Reize gerecht zu seyn“, die Reize angebracht, und sollten denn wirklich ein Oberconsistorialpräsident als lächerliche Figur, oder die Ausdrücke: „Köhlerglauben, Consistorialactengesicht, der Herrgott sämtlicher Pfarrer, Consistorial-Blumenmastbaum, ein Stückchen Te Deum laudamus, unser bischen Religion“ (wogegen der Vf. mit dem Titel Heilige, Heiliges Wesen, freigebig ist), auch wo Frömmerei nicht herrscht ihre Freunde finden? — So platt der Styl durchgängig ist, so hat der Vf. doch ein Mittel gefunden, denselben zu erhöhen, wann er sich zum Pathetischen und Erhabenen versteigt; er macht alsdann Sätze, die man durchaus als Verse lesen muß. Beispiele sind:

S. 107. hat mein Verdienst um Kreis und Land
benn endlich einmal anerkannt.

S. 108. So hole mir drei Löpfe schnell,
gefüllt mit guter Erde.

auf der unwahrscheinlichen Seite 139:

Wir lachten, lasen, lernten;
wir scherzten, kosteten, weinten,
er riß das Band entzwei,
das Unschuld still geschürzt.
Das Band und Rosa's liebend Herz,
in Stücken ist jetzt Weibes.
Sie macht sich stärker als sie ist,
Sie jammert nicht, sie duldet,
Verblühen wird sie endlich,
je mehr gestand er sich,
daß selten Rosa, ja,
daß einzig sie fast sei.

Die übrigen Geschichtchen des Büchleins, das man nach des Vf. Anleitung (S. 128) vielleicht Vergißmirsnichtchen als Streublümchen nennen könnte, dürfen wir nur flüchtig berühren, doch erheischt die Gerechtigkeit zu sagen, daß die Kartoffeln in der Schale hübsch erfunden sind. Es ist eine Art Aschenbrödel artig eingewoben, und wäre der übertriebenen Karikatur nicht so viel, die Liebe zum Bedienten bei aller Breite nicht so eilig, das Material zu Vermehrung unsers Idiotikons nicht so fürchtbar, so würde diese Erzählung, als reicher, der obengenannten sehr ähnlichen Geschichte die Wahl unbedingt vorzuziehen seyn. Elsi von Solothurn ist gewissermaßen das leidlichste dieser kleinen Erzeugnisse, besonders durch die Niedlichkeit des Dialects, und je mehr dies eine Mimili die Zweite ist, desto mehr betreffen wir den Vf. auf dem eigenthümlichen Boden seines Talents. Zella das Kroatenkind streift gleichfalls scharfer an die Mimili, ist aber wieder an Unschicklichkeit der Situationen, Ungeschicktheit der Details und Ungeschlachtheit der Sprache überreich; unter andern lese man nur den Brief (S. 434). Einer Laune des Vf. müssen wir noch erwähnen. So wie er der Mimili durch die Aufführung seiner eigenen Person eine Art Reiz verlieh, so mischt er sein Ich hier dem Schlusse aller vier Geschichten bei. Dieser Versuch denselben Lebendigkeit zu ertheilen, ist auf die Länge ein matter, in zwei Bedeutungen eitler Nothbehelf. Doch hat sich unser Vf. anderswo in seiner Weise noch übertreten, und das zwar in seiner bis hierher versparten Rutschpartie (s. Taschenb. 3. gefell. Bergn. bei Gleditsch.)

Da ist eine „schindeldürre, safrangelbe Consistorial-Räthin, eine Jungfer Bimp, die sich spanische Fliegen auf die Zirbeldrüse legen soll, um sich die großen Nasen aus dem Kopfe ziehen zu lassen, eine käseweiße Rose, ein pulverndes Windöfchen, die Zeit wusch, Einer hebt höhnisch feichselnd an“ — und solche schöne Worte mehr umkleiden eine Anekdote, die in zwei Seiten beendigt seyn könnte, S. 555 a. S. aber wirklich beendigt wäre, wenn nicht noch allerlei Unnützes folgen müßte, um die Sache zu verlängern. Die Rutschbegebenheit selbst ist ganz willfährlich herbeigeholt; auch die kränkliche Person (S. 558) und das lächerliche Erziehungswesen des alten Vormundes durften der Virtuosität dieses Produkts nicht fehlen.

Rogebue's Almanach dramatischer Spiele etc.

Kann so wenig als sein Vorgänger Anspruch machen, ein Bestandtheil der Literatur zu seyn. Liest man diese Lustspielchen, so erscheinen sie durchaus flach und wässerig, und doch kann man sich, da Rogebue das Zuschneiden der Scenen verstand und hier und da eine leichte Laune in den Dialog zu mischen wußte, einige Unterhaltung daran vorstellen, wenn sie gut gespielt würden. Alle hier vorkommenden Charaktere sind abgegriffen, jedoch durch etliche scherzhafte Wendungen in Beziehung zu der Gegenwart gesetzt, und werden auch so wohl den Theil der Comödie erfüllen, der seinen Zweck in die Benützung des Augenblicks setzt. Geht man tiefer, so findet sich hier dieselbe leichtfertige Behandlung der heiligsten Verhältnisse, das Freche und Betrügerische in den jungen Verliebten und Sentimentalen, das auch Spigbuben wie Wind zu benutzen sich nicht scheut, wie man es dem Vf. von jeher mit Recht vorgeworfen hat und doch kaum hätte vorwerfen sollen, weil es ihm einmal zur andern Natur, ja zur Tugend geworden war. Der Verlust der drei fehlenden Akte des Fragments in

Versen ist, nach dem Vorhandenen zu urtheilen, ein Gewinn; daß die Verse nur eine Spracheinkleidung, nicht Poesie sind, versteht sich bei Kogebue in der Regel von selbst.

Einige Taschenbücher geben sich durch ihre Titel ein nationales Ansehen. So vermehrt unser freies Nachbarvolk diesen Zweig unserer Literatur durch die

Alpenrosen u.

Wir Deutsche sind gewohnt, die Schweiz nicht nur um ihre Natur zu bewundern, sondern auch, was der Geist daselbst Schönes erzeugt, mit Freuden hinzunehmen. Noch lange werden wir den großen Geschichtschreiber Johann von Müller nicht verschmerzen, doch sey bei diesem minder ernstern Anlaß erlaubt, auch an einen andern, gleich so Manchem unter uns nicht nach seinem vollen Verdienst beachteten Geist zu erinnern: es ist Ulrich Hegner, der Verfasser der *Molkentur* und des vortrefflichen Buches *Salz's Revolutionstage*, dessen Beendigung oder Ergänzung leider noch ausgeblieben ist. Dagegen vergönne man aber zu sagen, daß diese *Alpenrosen*, die lobenswerthen Beiträge von Wyß dem Jüngern, einige Epigramme von Wyß dem Ältern, die lieblichen Lieder von Botte, und Gretchen's Unglücksvogel von G. J. Kuhn abgerechnet, nicht vorhanden seien. Sie sind, wie Göthe sagt, vertrocknet ausgegangen, und kaum begreift sich, wie unter den riesenhohen Firnen die winzigen Geistespflanzen hervorsprossen konnten. Glücklich noch, wenn die Producenten, statt auf eigene Erfindungen, auf die alten schönen Sagen ihres Landes versielen, wo sie den inwohnenden Naturzauber nicht ganz wegtilgen konnten, wie z. B. in *Elly* und *Dswald*; man kann doch den Fünftelsaft für sich herausziehen.

Höher steht das

Rheinische Taschenbuch u.,

das auch durch einige streng historische Aufsätze eine halb ernste Haltung hat. Diese beiden geschichtlichen Stücke beschäftigen sich mit sehr interessanten Charakteren; doch sei den Historikern überlassen, zu erforschen, welche Quellen und wie sie genutzt sind, und hier nur von der Schönheit der Einkleidung die Rede.

Der *Kreuzzug und Tod Friedrich's Rothbart*, einer unser hohen Kaisergestalten, ist gemacht, rege Theilnahme einzulösen. Im Ganzen zeigt auch der Vf. eine tüchtige und edle historische Stimmung, so daß das Pragmatische nicht als Hineintragen ungeschichtlicher Gesinnungen in das große Gemälde erscheint, aber die Behandlung im Einzelnen, namentlich der Styl, ist minder befriedigend. Zuvörderst drängt sich auf, wie der Vf. besser gethan haben würde, manche Noten in den Text aufzunehmen; wir rechnen dahin die Noten S. 13, 22, 28, die 3te S. 52, die 2te S. 55, S. 57, 59, 61, die sich zu schöner Ausführung und kunstreicher Einwebung darboten; ferner ist es ein Verstoß, daß S. 26 das Mitziehen der Gesandten des Sultans nicht eher erzählt worden, denn nun kommt es wie etwas Beiläufiges vor und ist doch eine Hauptsache; sodann ist die Todesart des großen Fürsten S. 45 a. E. unklar, da man nicht sieht, ob und wie derselbe noch lebend aus dem Wasser gezogen worden seyn könnte. Dieser wichtige und ergreifende

Moment verdiente ein längeres Verweilen. Endlich hat die Schreibart im engeren Sinne zwey besondere Fehler, 1) das ohne Noth und gar oft in derselben Periode geschehene Mischen des historischen Präsens mit dem Imperfectum, m. s. gleich S. 5: „Zu Krain empfing und bewirthete der Ungarische König den Kaiser aufs prächtigste und Friedrich von Schwaben wird mit einer Ungarischen Prinzessin verlobt“; S. 7, 12, 16 a. S., 19 a. S., 21, 27, 36, Note S. 53; 2) den zur Ermüdung wiederholten ungewöhnlichen Syntax der Inversion beim Verbum, z. B. mußten verlegen, S. 8, würde abgewinnen, S. 11, wollten gewähren, S. 12, konnten fortsetzen, S. 13, hatte erhalten, S. 19, hatten durchgearbeitet, S. 20, wurden beunruhigt, waren gesetzt, S. 21, wollten durchwandern, S. 25, wollten entkommen, Note S. 26 u., wo der Gebrauch jedesmal das Umgekehrte mit sich bringt. Theils nicht streng genug, theils gezwungen, theils falsch, theils nachlässig und theils nicht glücklich sind auch folgende Constructions und Ausdrücke: „Wie erstaunte Friedrich nicht“, S. 10, das zweimal wiederkehrende verlassene, S. 23, „was auch das Unternehmen gefährlich schien“, S. 33, die zwei jedoch in einem Redesatz, S. 40, „was wir auch selbst von manchen Menschlichkeiten ihn nicht freisprechen können oder wollen“, S. 50, Ansprengungen, S. 34, Kronenträger, S. 50. Mögen diese Mängel im versprochenen größeren historischen Werke ausgeglättet werden, und viel schöne Schilderungen darin vorkommen, wie S. 41 von der Mühseligkeit der Heerfahrt.

Ruhig mag für diesmal der Mann der Frau die Siegespalme reichen, denn den Aufsatz *Blanka von Kastilien* zeichnet ein ernst besonnener und gewandter, von Manier freier Styl auch vor vielem andern Nehnlichen vortheilhaft aus. Das Wörtlein wohl gemacht ist eine wahrscheinlich aus den französischen Memoiren gezogene zu getreue, und Graf von der Mark (Comte de la Marche) irreleitende Uebersetzung. Man wird diesen Aufsatz nicht ohne die Ueberzeugung, einen richtigen Blick in den ganzen Zeitabschnitt und das Verhältniß auf dieser einzelnen Stelle gethan zu haben, lesen, und das ist wohl das beste Ziel des Geschichtschreibers. Auf die unwidersprochene Richtigkeit alles Einzelnen kommt es bei der unüberwindlichen Schwierigkeit vollkommen faktischer Wahrheit in der That weniger an.

Die Erzählungen betreffend, ist Präzels Beruf zur Kunst ein gefälliges niederländisches Bild, das in frischer, gesunder Färbung heiter und naiv unterhält, ohne ins Gebiet des Gemeinen überzustreifen, und indem sie den wahrhaft Berufenen eine recht wackere Lehre für ihr Verhältniß zur Außenwelt giebt, auch den wahren Beruf des Vf. zur Kunst und die Schranken desselben zu bestimmen scheint. Die Erzählung von L. W. Contessa läßt bebauern, daß der Vf. sein eigenes schönes Talent benutzt, um eine fremde Eigenthümlichkeit anzunehmen, denn die Geschichte ist in ihrem Ton so ganz hofmannisirt, daß es selbst allerseitsamste Kapriolen giebt (S. 242). Als bloße Mystifikation eines rechtschaffenen Mannes hat sie dabei etwas in sich Widriges, und wird zum grausamen Spiel, um so weniger nothwendig, als der sonst so gradsinrige Brautvater gewiß von seiner himärischen Idee, die Tochter keinem Reichen geben zu wollen, abgelassen hätte, wenn er von der wahren Liebe der jungen Leute überzeugt worden wäre. Auf den Versuch wäre es wenigstens angekommen. In den Details ist übrigens die Bewältigung des gewandten Schriftstellers anzuerkennen, und nur über

die gemeine Einzelheit S. 244 muß man sich billig wundern. Das Beste ist das ironische Schreiben an Hoffmann. — Das Märchen von Luise Brachmann halten wir für eine der lieblichen Dichtungen dieser Verfasserin. Mit Bedacht angelegt und mit Fleiß durchgeführt, reizend und freundlich geschrieben, giebt sie die Gestalt einer ernsten, nur zu oft verkannten Lebenswahrheit. Dagegen scheint uns das Horoskop von Krug von Nidda die einzige verfehlte Arbeit dieses Taschenbuches. Dem Zigeunerschicksalspuk, der nun von der Bühne in die Erzählungen geht, wünschen wir von Herzen ein seliges Ende; hier ist er nicht einmal künstlerisch mit Vortheil benutzt. Es ist des Ausgeweiteten und Unnützen gar viel zugemischt (z. B. das ganze 3te Kapitel); die Aeußerung der Verliebtheit der Schildjungfrau ist höchst überspannt und wunderbar, die Heirath des Gottwalt zum Schlusse ganz uninteressant und willkürlich. Dem Styl ist unter andern besonders die Nachahmung Fouqué's ohne dessen Talent vorzuwerfen; auch hat Jeder sein Pferd und jedes Pferd seinen Namen. Das sinnige Staunen, S. 294, der recht gemüthliche Pachtamtman, S. 298, die ahnenden Wolken abgeklärt, und die letzte Lebenshefe noch mit Gemüthlichkeit eingeschlürft, sind nach des Vf. oftgebrauchtem Ausdrücke wunderbar. S. 299 steht kurz nach einander Nothfalls (adverbialisch gebraucht), im Nothfall und Falls. Daß der Arzt Gottwalt's Leichenbegleitung auf der Tragbahre zugeb (S. 306), war unrecht, daß Gottwalt nicht daran starb, sondern seiner zerschmetterten Brust nach der Heilung an Amaliens göttergleichem Busen ein seliges Leben aufging (S. 309), ein Wunder.

Einen strengeren Charakter als alle bisher genannten Sammlungen, doch nicht minder erfreulich, hat das neu herausgekommene

Schwäbische Taschenbuch 2c.,

das eine Reihe von Jahren hindurch auf eine so geistreich ernsthafte Weise in der Geschichte einer der schönsten deutschen Landschaften belehren, und so anmüthig mit der Sage dieser Striche unterhalten möge. Die Erklärung der Kupfer, die andern Aufsätze von Pfister, worin ein so großartig historischer Geist, eine so reine Ansicht des Burgen- und Klosterwesens herrscht, Hohenrechberg, von Rink, die alte Beschreibung von Ravenspurg (S. 218) dürfen nicht als leichtes Gut betrachtet werden, dagegen bekennen wir offenherzig, den Beitrag des Professors Le Bret (S. 159 ff.), mit einem ganz neuen Styl, nicht verstanden zu haben. Die Verwirrung muß vollkommen werden, wenn in sämtlichen Exemplaren von S. 198 a. G. an alles verdruckt und verschoben seyn sollte; die zwoßseitige Digression über das Schachspiel scheint an dieser Stelle recht lang.

Den poetischen Theil heben vorzüglich Gustav Schwab und Theresie Huber. Vortrefflich sind der Letztern zwei Legenden, man sieht, daß die Darstellung den Urschriften möglichst nahe gehalten ist, und sehr lieblich ist der Ton der Romanze des Erstern. Auch die Burg Windeck von Alois Schreiber, ist ein schöner Beitrag, dem nur noch etwas weniger Beimischung moderner Redensarten, wie S. 95 2c., zu wünschen wäre, so wie den Mittheilungen von Carl Jäger eine minder vornehme Ansicht von der Volksage, als er sie in der Anmerkung S. 125 fund. giebt. So gut endlich Liebestreue,

von Haug, S. 230, klingt, so hätten wir doch gern das schwäbische Volkslied in der Urschrift wenigstens daneben gedruckt gesehen. Durch solche Originalabdrücke könnte sich dieses Taschenbuch demnächst ein neues Verdienst erwerben. Als anschließend an dasselbe kann

Die Vorzeit,
Cassel und Marburg, bei Krieger 2c.

genannt werden, das den Dilettanten der Geschichte angenehm unterhält und belehrt.

Daß die Almanachs-Figur auch in die Pädagogik kommen würde, war vorauszusehen; sie liegt hier in dem Nürnberger

Jugend-Almanach 2c.

vor. So zierlich bunt inzwischen die Bilder sich ausnehmen, so läudlich die Geschichten vorgetragen sind und die Verselein klingen, so bekennen wir eine aus der eigenen Kindheit anlebende Schwäche, nämlich eine so innige Liebe zum Orbis pictus, daß wir diesen nur mit Bestürbniß von dem modigern und vornehmern Wesen verdrängt sehen. Oft will uns vorkommen, als habe sich dort doch alles so viel ernsthafter und zugleich treuherziger eingeschmiegt, ja als wäre das Latein erst unter dieser Gestalt lernbar geworden. Vielleicht ist das unrecht.

Doch außer der kleinen Kinderwelt sorgt der Genius der Universalität, der über unsre Taschenbuchsliteratur regiert, auch für die großen Kinder im weiland heil. römischen Reiche, die noch immer das goldene Zeitalter Ludwigs XIV., diese universale Goldtinktur des guten Geschmacks, nicht verschmerzen können, und denen die überrheinischen Verse auch jetzt noch gar so glatt und zugleich so äußerst verständig tönen. Für diese muß der

Almanach des Dames etc.

ein wahrer Geruch seyn. Zwar wollten wir allenfalls verbürgen, daß gerade die deutschen Damen, da der biegsamere Frauensinn leichter mit der Zeit fortkommt, viel weniger Freunde dieser Gabe aufweisen dürften, als der noch einer früheren Generation angehörende Theil des Männergeschlechts, der sich in seiner Bildung eigensinnig verspätet hat, doch hindert uns ja nichts, eben den Lesern die Dames der deutschen Literatur zu nennen, und diesen können wir diese langweilig sentimentalen und schielend lieberlichen Ergießungen, diesen Olymp im Alltagsleben, diese metaphrastischen Uebersetzungen nicht genug empfehlen. Unserer Geschmacklosigkeit war dabei zu Muth, als läse sie eine Anthologie gewisser deutscher Laureaten aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, die bestäubt in den Bücherbänken liegen, nur noch weitmatter und ins Französische übersezt. In der einzigen Gattung der Romance, worin den Franzosen überhaupt noch eine dunkle Ueberlieferung der schönen Troubadourzeit anzuehen scheint, dürfte sich unser Sinn zuweilen leise angerufen finden, z. B. bei l'Exilé (S. 47) und Romance (S. 109) von Mlle. Desbordes, le Chant du matin (S. 82), und le Retour (S. 183) von M. Talairat, Plus d'amour (S. 117) von M. Charles Raïson, la mort de Henri IV. (S. 197) von M. H. Brault. Wer sonst über die französische Ansicht vom Shakespeare sich ergözen will, lese die Elégie sur la mort de M. Ducis. Im Scherzhaften heut le Concert d'Amateur (S. 29) manchen lustigen Anklang;

edel epigrammatisch erscheint *la Différence des baisers* von M. La Lairat. Angenehm liest sich endlich in *Fleurette* die nicht sehr zu des großen Heinrichs Ehre ausfallende jugendliche Liebesgeschichte desselben, vom *Ermite en province* besser erzählt, als vom Grafen *Sermage* (s. oben) in Verse übertragen. Daß zum Uebersetzen aus dem Deutschen der Name *Rogebue* ausschließlich anreizen würde, war zu vermuthen (s. S. 88).

So hätten wir denn die uns vorgelegte Schaar diesjähriger in Deutschland erschienener Taschenbücher vor den Lesern des *Hermes* vorbeigeführt, und dabei, nach bestem Willen und Gewissen, dem Grundsatz der Objektivität getreu verfahren. Wir schmeicheln uns zwar eben so wenig die Ansicht unsrer Leser überall gewonnen, als dem oft zu reizbaren Selbstgefühl der Autoren genügt zu haben, möchten jedoch nicht ermangeln, den Lesern einen Beschwichtigungsgrund und eine Bitte ans Herz zu legen. Wenn nämlich ein Rezensent sich gezwungen glaubt, seine Ueberzeugung streng und rücksichtslos auszusprechen, dabei aber sieht, wie er mit den Anmuthungen der Schriftsteller, oder mit den gangbaren Meinungen oder launenhaften Begünstigungen des Augenblicks in Reibung geräth, so kann er, wenn ein subjektives weiches Gefühl den Eingang in sein Herz verlangt, in dem gesunkenen Werthe und Ansehen der Kritik selbst seinen besten Trost finden. Ueberhaupt liegt das Glück sehr vieler Schöpfungen eben in der Zeit, nun kann die Zeit durch eine Recension weder umgestimmt noch gebessert werden, und wenn auch ein solches Glück keine Dauer hat, so ist ihm das gleichgültig, weil es seinen Lebenswunsch auf die Gegenwart beschränkt und seinen Beruf erfüllt hat, wenn es in ihr lebte und schimmerte. Ein Urtheil aber, von dem man voraus weiß, es werde so wenig schaden, als anderseitige behutsame, menschliche, jedoch nicht kritische Kritiken nützen konnten, schreibt sich viel unbefangener. Kommt nun hinzu, daß die Kritik in unsern Tagen einerseits von Allen und Jeden ohne Auswahl, und nur zu oft ohne Vorkenntniß und Studium, andrerseits völlig persönlich, bald mit Haß und Unredlichkeit, bald als eine Einrichtung gegenseitiger Complimente und Artigkeiten, oft auch mit der vorausichtigen Furcht, daß man im Falle des Mißbeliebens der Autoren von ihnen mit gleicher Münze bezahlt werde, getrieben wird, und es hierdurch dahin gediehen ist, daß nicht nur die wenigen bessern gründlichen Arbeiten dieser Art, die hin und wieder erscheinen, mit der Masse vermischt und verwechselt werden, sondern auch die Kritik sich selbst zuletzt völlig überflüssig und entbehrlich macht, so müssen auch die leisesten Besorgnisse des Beurtheilers und der Beurtheilten schwinden. Eins möchten wir jedoch gerne noch von uns abweisen, und können es nach dem Vorausgeschickten auch ohne Scheu. Es wird nämlich jetzt so oft von Kritikern gesagt, ihre Meinung sey nur Eine, ihr Urtheil eine einseitige Weise die Sache zu betrachten. So unrechtlich es ist, sich selbst auf verborgenen Wegen als viel einzelne Stimmen an viel Orten zugleich geltend zu machen, weil dabei nur eine gehässige Absicht zum Grunde liegen kann, so wenig läßt es sich jedoch billigen, wenn der Kritiker sich an ein und derselben Stelle nur für Eine Stimme hält. Giebt es wirklich, so wie nur Eine Poesie, Eine Kunst, auch nur Eine Kritik, so kann der, welcher das Organ der Lesern seyn will, sich auch nicht anders als eine moralische oder mystische Person, als eine verborgene Mehrheit, ja als die unsichtbare Gesamtheit aller Stimmen betrachten, in welche sich das einzige Erforderniß der Kritik, die höchste Vernunft und

Phantasie, vereinigt. Dem Einzelnen kann eine solche Vereinigung auf diesem Boden unvollkommener Erscheinung zwar nur annähernd gegeben seyn, je mehr jedoch diese Annäherung durch Kraft und Willen unterstützt wird, desto mehr Stimmen wird er auch in sich verbinden, und in diesem Betracht dürfte auch das so oft gehöhrte und mißverständene *Wir*, das doch schon des Klanges wegen jeder, wo er nicht als Einzelwesen in seiner Persönlichkeit auftreten will, lieber gebrauchen wird, als das dürftige *Ich*, tiefer gegründet seyn, als in einem willkürlich angenommenen Gebrauche. Uebrigens will die gegenwärtige Beurtheilung diese Wahrheit nicht auf sich angewendet wissen, sie will nicht eitel und voreilig angebeutet haben, was sie sey, sondern nur, was sie glauben würde, seyn zu müssen, wenn sie ihren eigenen Anforderungen zu entsprechen im Stande wäre. *Wir* schließen nur mit der oben verkündigten Bitte dahin, daß die vielleicht im ersten Moment nicht zufriedenen Beurtheilten unsre angestellten Betrachtungen mehrmal und zu verschiedener Zeit lesen mögen; sie werden ihnen dann gewiß von selbst milder, vielleicht auch einiges eigenen Beachtens werth erscheinen.

Anhangsweise noch einen flüchtigen Gedanken. Wer weiß ob in den folgenden Jahren nicht einmal die Spekulation gemacht wird, aus den Almanachen des gegenwärtigen für ernstere und besonders geartete Freunde der Literatur und Dichtkunst Ausbeute zu einem sogenannten ewigen Taschenbuche zu sammeln. Hätten wir bei der Redaction eine Stimme, so würden, mit Ueberlassung der streng historischen Aufsätze an die discrete Auswahl eines wissenschaftlichen Sammlers, etwa folgendes die Bestandtheile seyn, wobei wir keine andere Rangordnung befolgen, als wie sie eben die Reihe getroffen hat, aufgeführt zu werden:

Erzählungen und andere Aufsätze:

- F. Kind: Fastnachtsträume.
 Graf von Loeben: das Stiefmütterchen.
 F. Laun: die Todtenfrau.
 F. Kochliß: Herzog Christian von Eisenberg.
 H. von Chezy: Otto von Kerstlingeroda; der glückliche Adhler.
 Jean Paul: Nachflor und Spätlinge (zum Theil).
 Hoffmann: das Fräulein von Scudery; Spielerglück.
 A. Wendt: aus Petrarca's lateinischen Schriften.
 Carol. Pichler: die frühe Verlobten.
 Blätter aus Jacob's Nachlaß.
 Jos. v. Perin: Glück in Leiden.
 Präzel: der Beruf zur Kunst.
 L. Brachmann: Flaminio und Cynthio.
 Th. Huber: Legende von der heil. Katharina und vom heil. Ulrich.

Gedichte.

Außer manchem unter dem gerannten Schönen auszuhebenden schätzbaren Blatte von Schenkendorf, Fouqué, Müller, Schreiber, Rannegieser, Houwald und Andern, vorzüglich:

J. Rückert: Frühlingsgenossen; Sicilianen (mit einiger Auswahl).

Graf von Pöben: Frühlingslieder.

H. von Chezy: Lieder.

Wegel: Romanzen.

S. Schwab: Romanzen (a. dem schwäb. L. B.); Lied in der Brandenburger Mark.

N. B. E.

VIII.

Der gegenseitige Unterricht; Geschichte seiner Einführung und Ausbreitung durch Dr. A. Bell, J. Lancaster und Andere, ausführliche Beschreibung seiner Anwendung in den englischen und französischen Elementarschulen, so wie in einigen höheren Lehranstalten von Joseph Hamel. Mit 12 Kupfern und den Bildnissen von Bell und Lancaster in Steindruck. Auf Befehl Seiner Russisch-Kaiserlichen Majestät. Paris, bei Firmin Didot. 1818. 8. (Zueignung und Vorrede XII und 275 S. Preis im deutschen Buchhandel 2 Thlr, 20 Gr.)

Zufolge der Vorrede unternahm der Verfasser, um seine Kenntnisse als Arzt und Naturforscher zu vervollkommen, 1813 auf Kosten der russischen Regierung eine Reise nach England. In London wurde ihm durch den Chemiker William Allen, der Schatzmeister der brittisch-ausländischen Schulgesellschaft ist, die dortige Lancastersche Schule bekannt und bald so wichtig, daß er das Studium der Methode des gegenseitigen Unterrichts unter die Zwecke seiner Reise aufnahm, um ihr Eingang in Rußland verschaffen zu können. Der Billigung des russischen Ministers des Innern versichert, sendete er eine Beschreibung dieser Methode an den Kaiser Alexander ein, worauf er den Befehl erhielt, seine Abhandlung in deutscher und russischer Sprache drucken zu lassen und die deutsche Ausgabe selbst zu besorgen. Inzwischen noch tiefer in den Gegenstand eingedrungen, verbesserte und erweiterte er seine Abhandlung, wodurch das vorliegende, dem Kaiser Alexander zugeeignete Werk entstand, welches, in lateinischer Schrift auf schönem Schweizerpapier mit der bekannten Eleganz der Didot'schen Officin gedruckt, nur durch wenige Druckfehler und Gallicismen in der Rechtschreibung seinen Druckort verräth und, so weit der Verfasser in den Grenzen einer einfachen Berichterstattung bleibt, recht befriedigend leistet, was vorstehender Titel verspricht. Es gehört schon als ein auf Befehl der russischen Regierung zu Paris gedrucktes deutsches Buch unter die merkwürdigen Zeichen des gegenwärtigen Ideenverkehrs in Europa; der Verfasser hat ihm aber auch durch die zum Theil ganz neuen, aus den ersten Quellen geschöpften Nachrichten von der Ausbreitung des gegenseitigen Unterrichts und durch sein Bemühen, diese Methode in allen Beziehungen auf